

2 Der Wandel der Identität der Stadt Frankfurt am Main – Von der kriegszerstörten Stadt zu »Krankfurt« bis hin zur postmodernen Kulturstadt

Die Frage nach der städtischen Identität rückt für Frankfurt am Main konsequenterweise in den sechziger und siebziger Jahren in den Mittelpunkt der kommunalpolitischen Überlegungen. Ausgangspunkt ist die desolate städtebauliche Situation in diesen Jahrzehnten, die nicht nur in Frankfurt, sondern in ganz Deutschland das Bild der im Krieg zerstörten Städte prägte und zu einem Verlust an Identität führte. Frankfurt wurde in den siebziger Jahren geradezu zum Inbegriff eines verfehlten Städtebaus und der Unwirtlichkeit einer deutschen Stadt.

Um den Grund dieser negativen Wahrnehmung und den anschließenden Sinneswandel nachvollziehen zu können, müssen die städtebaulichen Prinzipien, die in Frankfurt seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs verwirklicht wurden, näher betrachtet und in einen Zusammenhang mit den wirtschaftlichen und kommunalpolitischen Bedingungen sowie den ihnen zugrundeliegenden Leitbildern gesetzt werden. Auf diesen Voraussetzungen basieren die Wahrnehmung der Stadt in den siebziger Jahren und die damit einhergehenden Debatten, die letztendlich zu einer Verlagerung des Blickwinkels in der städtebaulichen Situation führten und die entscheidende Frage aufwarfen, wie sich das Image der Stadt langfristig ändern könne.

Bevor eine Darstellung über den Wandel der städtischen Identität von Frankfurt seit 1945 erfolgt, muss zunächst die Frage geklärt werden, um was es sich bei dem Begriff der Identität mit Blick auf das Gefüge der Stadt überhaupt handelt. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive bezeichnet der Begriff Identität zunächst lediglich die Übereinstimmung einer Person oder eines sozialen Gebildes mit sich selbst. In Verbindung mit den jeweils spezifischen Merkmalen einer Person bedeutet Identität zugleich Unverwechselbarkeit und Wiedererkennbarkeit.¹ Aufgrund ihrer Einzigartigkeit und dem Selbstverständnis als Individuum lässt Identität eine eindeutige Bestimmung sowie eine Abgrenzung zu anderen, differenten Identitäten zu.

1 Vgl. Identität 2007, S. 355.

Auch wenn in der Forschung noch immer Zweifel herrschen, den Begriff der Identität, der sich in den Kultur- und Sozialwissenschaften eigentlich auf Subjekte bezieht, sei es auf Individuen oder auf Kollektive, vorbehaltlos auf das Konstrukt Stadt zu übertragen,² so hat sich die Vorstellung von der Stadt, die ihren eigenen Charakter besitzt, und der damit eng zusammenhängende Begriff der städtischen Identität doch längst im allgemeinen Sprachgebrauch etabliert. Demnach lassen sich trotz der subjektbezogenen Definition des Begriffes, die auf dem Gebiet der personalen »Identität« angesiedelten Kategorien der Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit auch auf die Stadt übertragen.³ Städtische oder lokale Identität kann demnach im Sinne eines spezifischen Charakters – sei es ideeller oder städtebaulicher Natur – in Erscheinung treten.⁴ In Abgrenzung zur individuellen, personalen Identität definieren sich städtische Identitäten jedoch als kollektive Identitäten, die auf gemeinsamen Deutungen einer Gruppe über die ihr zugehörige Stadt beruhen.⁵ Diese Deutungen, aus denen sich das Selbstverständnis einer Stadt entwickelt, speisen sich aus unterschiedlichen Quellen. Da Identitäten in erster Linie »ein Produkt historischer Erfahrung und Entwicklung«⁶ sind, spielt die Erinnerung bzw. das kollektive Gedächtnis sowie die Geschichte einer Stadt eine besondere Rolle bei der Konstitution von städtischer Identität.⁷ Ipsen hält etwa die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit für »eine der wichtigen Voraussetzungen für Identifikation mit einem Ort und somit für die Entwicklung regionaler Identität.«⁸

Paul Sigel zufolge basiert die Konstruktion urbaner Identitäten nicht nur auf stadtsoziologischer, sondern auch auf architekturhistorisch-bildwissenschaftlicher Ebene.⁹ Obwohl er der Stadt als »Bühne für komplexe soziale Systeme« große Bedeutung zurechnet, sind Städte ihm zufolge in erster Linie als »historisch gewachsene architektonisch-räumliche Strukturen« zu begreifen, sodass konsequenterweise das gebaute Stadtbild für die Identität von Städten eine besondere Rolle spielen muss.¹⁰ Indem die materiellen Strukturen einer Stadt zugleich als eine Art Gedächtnis

2 Vgl. Matthiesen 2006, S. 48 f.

3 Vgl. Seidl 2006, S. 126.

4 Darauf basiert auch der in der Stadtsoziologie noch junge Forschungsansatz über die »Eigenlogik der Städte« – ein Begriff, der von Helmut Berking und Martina Löw eingeführt wurde. Ziel ist es, eine Antwort auf die Frage zu finden, warum Städte als voneinander unterscheidbare und jeweils eigene soziale Gebilde erfahren werden und wie Unterschiede zwischen Städten theoretisch und empirisch erfasst werden können. Vgl. Frank 2012, S. 289.

5 Vgl. Christmann, S. 9.

6 Verheyren 1999, S. 333.

7 Vgl. Rodenstein 2008, S. 300. Zum Begriff des kollektiven Gedächtnisses vgl. Halbwachs 1967. Nach Halbwachs erinnert sich das Individuum stets vor dem Hintergrund der Erinnerungen der Gruppe. Das »kollektive Gedächtnis« umfasst dabei das tradierte Wissen im lebendigen Gedächtnis der Menschen.

8 Ipsen 1994, S. 248.

9 Vgl. Sigel 2006, S. 16.

10 Ebd., S. 18; vgl. auch Siebel 2012, S. 203.

nisspeicher historisch gewachsener Besonderheiten fungieren, bilden sie nicht nur Kristallisationspunkte für persönliche Erinnerungen von Individuen, sondern auch für das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft.¹¹ Aufgrund der unterschiedlichen individuellen Stadtwahrnehmungen der Einwohner sind es Sigel zufolge insbesondere die herausragenden Stadtobjekte oder zentralen Plätze einer Stadt, die sich in das Gedächtnis der Menschen einschreiben und als identifikationsstiftende Elemente in der Stadt wirksam werden.¹² Vor allem durch Gebäude, die aufgrund ihrer eindeutigen Form, ihrer »bildlichen Präsenz« oder ihres symbolischen Charakters, wie ihn beispielsweise kulturelle Einrichtungen besitzen, einen hohen Wiedererkennungswert haben, könne städtebauliche Einzigartigkeit entstehen, die der Bildung von Identität dient.¹³ Nicht nur das unverwechselbare Gesamtbild einer Stadt, sondern auch Teilbilder wie einzelne Gebäude oder Plätze, die eine Stadt repräsentieren, können demnach identitätsstiftend wirken.

Grundlage dieser Arbeit ist also die These, dass sich eine städtische Identität auch an ihren Bauwerken entwickeln kann. Dabei wird Identität jedoch nicht allein durch ein Bauwerk selbst gestiftet, sondern auch durch die Bewohner einer Stadt, die das Bauwerk als etwas Eigenes annehmen und sich über ihr bauliches und städtisches Umfeld identifizieren bzw. ein Zugehörigkeitsgefühl zu ihm entwickeln können.¹⁴ Wenn im Folgenden also von Identität in Bezug auf die Stadt die Rede ist, so bezieht sich der Begriff in erster Linie auf das Selbstverständnis der Stadt, das sie – in Abgrenzung zu anderen Städten – aus der eigenen Geschichte ihrer Entwicklung und ihrer daraus hervorgehenden wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Strukturen zieht, welche sich unter anderem als gebautes Stadtbild niederschlagen und die Eigentümlichkeit und Unverwechselbarkeit der Stadt ausmachen.

11 Vgl. Siebel 2004, S. 43.

12 Vgl. Sigel 2006, S. 24; vgl. auch Lynch 1960: Kevin Lynch zufolge existieren sogenannte »mental maps« in den Köpfen der Bewohner, nach denen diese sich über die Identifikation von Wegen, Grenzen, Kreuzungspunkten und anderen Merkzeichen in der Stadt orientieren. Diese Orientierung bzw. Wahrnehmung folgt jedoch sehr individuellen Mustern.

13 Vgl. Sigel 2006, S. 24.

14 Vgl. Springer 2010, S. 5.

2.1 Die Entwicklung des Stadtbildes in der Nachkriegszeit vor dem Hintergrund städtebaulicher und ökonomischer Leitlinien

2.1.1 Die historische Bedeutung der Stadt Frankfurt am Main und die Entwicklung des Stadtbildes bis zu den Zerstörungen durch den Zweiten Weltkrieg

Wie viele deutsche Großstädte hatte Frankfurt nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs einen erheblichen Verlust an Bausubstanz zu beklagen. Die Altstadt war durch die Bombenangriffe im März 1944 fast völlig zerstört worden und mit ihr die zum Teil noch auf das Spätmittelalter zurückgehende Bebauung. Insbesondere für den Bereich des historischen Altstadtkerns zwischen der als Kaiserdom bezeichneten Pfarrkirche St. Bartholomäus und dem Rathaus der Stadt Frankfurt, dem sogenannten Römer, bedeutete dies einen enormen Verlust, da sich hier mit dem Domhügel oberhalb des Römerbergs das älteste Zentrum Frankfurts befunden und seit römischer Zeit eine über Jahrhunderte gewachsene Stadtlandschaft entwickelt hatte.¹⁵ Bei der Trümmerbeseitigung verschwanden aus diesem Bereich – bis auf die wenigen noch erhaltenen baulichen Dokumente wie Steinernes Haus, Rathaus Römer, Dom und Nikolaikirche – auch viele der vereinzelt noch stehenden Mauerreste und Ruinen.¹⁶ Nach dem Abschluss der Aufräumarbeiten bot sich das Areal zwischen Dom und Römer als große städtebauliche Brache dar, die jeglichen Platzcharakter verloren hatte und die in den folgenden drei Jahrzehnten das Bild der Altstadt prägen sollte (**Abb. 1**).

Bis zu den Zerstörungen der Innenstadt war Frankfurt eine verwinkelt überbaute Stadt mit engen Straßenräumen und mit einer im Kern mittelalterlichen Struktur, die im Wesentlichen auf das 14. und 15. Jahrhundert zurückgeht (**Abb. 2**).¹⁷ Als Reichsstadt der staufischen Könige hatte Frankfurt bereits im 12. Jahrhundert innerhalb kurzer Zeit große politische und wirtschaftliche Bedeutung gewonnen. Fundament des wirtschaftlichen Aufstiegs waren der von Frankfurter Kaufleuten betriebene Fernhandel und die zunehmende Bedeutung der Stadt als Handels- und Messeplatz, die es vor allem seiner günstigen geografischen Lage im Mittelpunkt Europas verdankte. Kaiserliche Privilegien und der kaiserliche Schutz trugen schließlich dazu bei, dass Frankfurt sich im 13. Jahrhundert als bedeutender Mes-

15 Von der Nutzung des Domhügels seit dem ausgehenden 1. Jahrhundert zeugen die freigelegten Ausgrabungen im sogenannten Archäologischen Garten, in dem Reste einer römischen Badeanlage und weiterer Gebäude, die militärischen Zwecken dienten, bewahrt worden sind. Vgl. Orth 1991, S. 10. Der Garten ist im Rahmen der Neubebauung des Dom-Römer-Areals mit dem sog. »Stadthaus am Markt«, der die archäologischen Funde integriert, überbaut worden.

16 Vgl. Borchers 1984, S. 24.

17 Vgl. Engelhardt 1990, S. 12.



Abbildung 1. Blick vom Dom auf die zerstörte Altstadt, 1952



Abbildung 2. Luftbild Römerberg, 1929

sestandort etablieren konnte.¹⁸ Im Zusammenhang mit dem Marktgeschehen, das sich insbesondere am Römerberg abspielte,¹⁹ entstanden die zahlreichen mit Lageräumen und offenen Untergeschossen ausgestatteten Häuser, die während der Messe zum Teil an auswärtige Kaufleute vermietet wurden – darunter auch der später zum Rathaus umgebaute *Römer* sowie der Saalhof. Dieses im 12. Jahrhundert erbaute Anwesen südlich des Römerbergs, das vermutlich einem hohen königlichen Beamten diente, war ab 1333 durch einen Frankfurter Patrizier zum Messequartier umgebaut worden.²⁰ Von dem staufischen Bau ist heute noch ein Wohnhaus mit dem um 1200 erfolgten Kapellenanbau als ältestes Bauwerk der Stadt erhalten (**Abb. 3**). An dieser Stelle verlief auch die historische Saalgasse, deren Name vermutlich auf den nahegelegenen Saalhof zurückgeht.²¹

Die wirtschaftliche Bedeutung führte schließlich auch zum Aufstieg Frankfurts zum Wahl- und Krönungsort der deutschen Kaiser. Während Frankfurt bereits seit dem 12. Jahrhundert gewohnheitsmäßig als Wahlstadt diente, wurde es im Jahr 1365 in der *Goldenen Bulle* als Stätte der deutschen Königswahl auch offiziell bestätigt. Ab dem Jahr 1562 kam die Funktion als Krönungsort für die deutschen Kaiser hinzu.²² Um für die Königswahlen und die anschließenden Feierlichkeiten einen repräsentativen Rahmen zu schaffen, bekam die Stadt bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein den steigenden Bedürfnissen entsprechendes Rathaus auf der Westseite des Römerbergs, das durch den Erwerb mehrerer Bürgerhäuser mit großen Messehallen im Erdgeschoss entstand (**Abb. 4**).²³ Nachdem die deutschen Kaiser im Dom gekrönt worden waren, zogen sie auf dem sogenannten Krönungsweg, der über den Alten Markt führte, von hier zum nahegelegenen Rathaus.²⁴ Doch während der Krönungsweg selbst nicht mehr als eine schmale Gasse war, stellte der Platz vor dem Rathaus den eigentlichen Schauplatz des Krönungsspektakels dar, auf dem sich zahlreiche Schaulustige versammelten. Aufgrund dieser bedeutsamen Funktion wurde

18 Nachdem Kaiser Friedrich II. 1240 die Kaufleute, die nach Frankfurt zur Messe reisen wollten, unter offiziellen Reichsschutz gestellt hatte, wurde Frankfurt zum Ausgangspunkt für die Verteilung verschiedenster Güter, und die Stadt wuchs allmählich zur bedeutenden Messestadt heran. Zur Geschichte der Frankfurter Messe vgl. Schembs 1985, S. 9–21.

19 Das Marktgeschehen spielte sich ursprünglich in der Gegend des Kornmarkts sowie am Dom ab, wo sich bis 1405 auch das Rathaus der Stadt befunden hatte. Später verlagerte sich der Markt an das am Main gelegene Fahrtor, von dem er sich über den Römerberg bis hin zum Liebfrauenberg ausdehnte.

20 Vgl. ebd., S. 31. Zur Funktion und Datierung des Saalhofes vgl. Arens 1977, S. 1–30, sowie Fischer 1992. Der Saalhof stellt nicht, wie die ältere Forschung vermutete, die staufische Königspfalz dar. Die Turmkapelle des Saalhofes diente demnach wohl lediglich als Hauskapelle, während die nahe gelegene und zeitgleich errichtete Alte Nikolaikirche tatsächlich die königliche Pfalzkapelle darstellte.

21 Vgl. Lübbecke 1924, S. 53. Zur Saalgasse siehe Kap. 4.1.1.

22 Vgl. Lücke 2008, S. 9–11.

23 Vgl. ebd. S. 10. Erst nach dem Umbau des Hauses *Zum Römer* mit angrenzenden Bauten bürgerte sich für den Rathausplatz der Name *Römerberg* ein.

24 Vgl. Balsler 1995, S. 362.



Abbildung 3. Saalhofkapelle mit dem Neubau des Historischen Museums im Hintergrund



Abbildung 4. Rathaus Römer, Ansicht von Osten

der Römerberg für mehrere Jahrhunderte zu einem der zentralsten Plätze nicht nur Frankfurts, sondern des gesamten Deutschen Reiches.

Durch die Attraktivität, die Frankfurt als Handelsplatz besaß und die viele Kaufleute anzog, kam es innerhalb des von den Staufern angelegten Mauerrings aus Platzmangel bereits früh zu einer starken baulichen Verdichtung, die sich im kleinteiligen Parzellenzuschnitt und der Errichtung hoher, schmaler Häuser mit mehreren vorkragenden Stockwerken äußerte.²⁵ Neben zahlreichen gotischen Fachwerkhäusern, deren Fachwerk später meist verputzt oder verschiefert war, entstanden seit dem 14. Jahrhundert auch Steinbauten wohlhabender Kaufleute wie das *Steinerne Haus* oder das um 1399 errichtete Leinwandhaus, in dem während der Messezeiten Waren der Tuchhändler gelagert wurden.²⁶

Als das Heilige Römische Reich Deutscher Nation mit der Niederlegung der Kaiserkrone durch Franz II. im Jahre 1806 aufgelöst wurde, verlor Frankfurt seinen Status als Reichs-, Wahl- und Krönungsstadt.²⁷ Dies hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts auch Auswirkungen auf die Struktur der Altstadt sowie Frankfurts Bedeutung als Messestadt. Obwohl die Altstadt auch im 19. Jahrhundert in ihrer über die Jahrhunderte gewachsenen Struktur weitgehend erhalten und bis zur ihrer Vernichtung 1944 dicht bewohnt blieb, machte sich mit der Ausdehnung der Stadt und der Erschließung neuer Geschäftsviertel außerhalb der mittelalterlichen Grenzen doch bald ein Niedergang des historischen Zentrums bemerkbar. Der zunehmende Verfall der Bausubstanz und eine zunehmende Verschlechterung der Wohnqualität waren die Folge. Mit der aufkommenden Industrialisierung und der konkurrierenden Leipziger Messe ließ auch das Messegeschäft in Frankfurt nach, sodass bereits im Jahr 1843 die Rolle der Altstadt als Messeplatz endete.²⁸ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die ersten Straßendurchbrüche vorgenommen, um die Altstadt besser für den Verkehr zu erschließen und sie auf diese Weise einer Aufwertung zu unterziehen. 1906 entstand mit dem umfangreichen Durchbruch der Braubach- und Domstraße eine neue Verkehrsführung durch die Altstadt, in deren Folge es zum Abbruch von zahlreichen Altstadthäusern kam, die zum großen Teil noch gotische Bausubstanz aufzuweisen hatten.²⁹

25 Vgl. Kiesow 1984, S. 2. Zum historischen Stadtbild Frankfurts vgl. auch Engelhardt 1990, S. 12.

26 Nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg, bei der nur Teile der Außenmauer erhalten blieben, wurde das Leinwandhaus 1983 vollständig wiederaufgebaut. Vgl. Lücke 2008, S. 74; Das Steinerne Haus hatte sich Johann von Melem, ein reicher Handelsherr aus Köln, 1464 errichten lassen. Auch dieses Haus wurde nach dem Krieg wieder aufgebaut. Vgl. Klötzer 1985a, S. 48.

27 Vgl. Klötzer 1991, S. 310.

28 An die Stelle der mittelalterlichen Warenmessen traten große Ausstellungen, die den technischen Fortschritt demonstrieren sollten und bis zur Errichtung einer zentralen Ausstellungs- und Festhalle auf dem heutigen Messengelände an unterschiedlichen Orten der Stadt abgehalten wurden. Vgl. hierzu Schembs 1985, insbes. S. 69–79.

29 Vgl. Engelhardt 1990, S. 17; vgl. auch Bartetzko/Hoffmann 1988, S. 187.

Von der Umbruchsituation Anfang des 20. Jahrhunderts, in denen sich sowohl wirtschaftliche als auch gesellschaftliche Veränderungen bemerkbar machten, zeugen auch die Anstrengungen der Stadt in den zwanziger Jahren unter Stadtbaurat Ernst May, in dessen Rahmen wegweisende, moderne Wohnsiedlungen außerhalb der Kernstadt entstanden.³⁰ Gleichzeitig mit dem Stadterweiterungskonzept von May begann auch die Sanierung der Altstadt, die eine Verbesserung des Wohnungsstandards durch Entkernung und Renovierung der historischen Bausubstanz vorsah.³¹ Das Vorhaben konnte jedoch nur in ersten Ansätzen durchgeführt werden, da es der Zweite Weltkrieg durch die Vernichtung der Altstadt vorzeitig beendete.

2.1.2 Der eilige Wiederaufbau in den 1950er Jahren: Prinzipien des Wiederaufbaus und ihre Auswirkungen auf die Frankfurter Innenstadt

Das Baugeschehen in den vom Krieg zerstörten Städten in Deutschland beschränkte sich in den ersten Jahren nach Kriegsende zunächst auf die Beseitigung der Trümmer und die Neuordnung des Straßensystems, um den neuen Aufbau vorzubereiten.³² Die Zerstörungen durch den Krieg sowie die anschließenden Aufräumarbeiten bedeuteten auf der einen Seite zwar einen großen Verlust von historischer Bausubstanz, auf der anderen Seite eröffneten sich den Städteplanern mit der vorhandenen *tabula rasa* aber auch Möglichkeiten eines Neuanfangs. Es bot sich die willkommene Gelegenheit, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts allmählich zu Grunde gehende und in den Jahren vor dem Ausbruch des Krieges geradezu verslumte Altstadt nach modernsten Bauprinzipien von Grund auf neu zu ordnen und zu bauen. Für viele Architekten und Stadtplaner lag in der Zerstörung der Städte daher auch eine Modernisierungschance, die zugleich eine demonstrative Abkehr von den monumentalen Planungen der Nationalsozialisten bedeutete.

Die Planungen zum modernen Wiederaufbau orientierten sich dabei vor allem an den Leitsätzen für eine neue Stadt, die Le Corbusier in der *Charta von Athen* von 1933 festgehalten hatte. Hervorgegangen war die für den modernen Städtebau grundlegende Charta aus den seit 1928 abgehaltenen Verhandlungen der *Congrès internationaux d'Architecture moderne* (CIAM) mit der Intention, die ungesunde Enge und Unübersichtlichkeit der Industriestädte zu ordnen. Zu den wichtigsten Forderungen gehörte neben der Auflockerung der zu dicht besiedelten Innenstädte und der Schaffung von zentralen Verkehrsachsen vor allem die Trennung der grund-

³⁰ Vgl. hierzu Lücke 2008, S. 122 ff.

³¹ Unter dem Stichwort »Altstadtgesundung« führten die Nationalsozialisten in den 1930er Jahren diese Maßnahmen fort, um weite Teile der Altstadt durch traditionell anmutende »Handwerkerhöfchen« zu ersetzen. Vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 469.

³² Vgl. Müller-Raemisch 1998, S. 160.

legenden Funktionen der Stadt. Demnach sollten Grundbedürfnisse wie Wohnen, Arbeiten, Erholen und Bewegen in deutlich voneinander getrennten Stadtbezirken untergebracht werden.

Die folgenreichen Auswirkungen dieser an der Charta von Athen orientierten Pläne traten insbesondere nach der Währungsreform von 1948 und der Stabilisierung der Wirtschaft in Deutschland offen in Erscheinung.³³ Der immense Bedarf an Wohnungen, der in den fünfziger Jahren gedeckt werden musste, verhinderte zumeist sowohl in der Innenstadt als auch an den Rändern der Stadt, dass hier ausgereifte und qualitätvolle Grundrisse und Stadtbauformen entstanden. Da die Planungen weitaus größere Maßstäbe in der räumlichen Gestaltung von Städten vorsahen, die in den zumeist kleinparzellierten Innenstädten nicht zu verwirklichen waren, wurde die aufgelockerte Bauweise in Form von Zeilenbauten insbesondere bei den neu entstehenden Neubausiedlungen außerhalb der Stadt realisiert.³⁴ Diese Planungen sind damit auch in der geistigen Nachfolge der neuen Siedlungen der zwanziger Jahre zu sehen, die beispielsweise in Berlin mit der Siemensstadt von Hans Scharoun oder in Frankfurt mit der Römerstadt von Ernst May überzeugende Beispiele geschaffen hatten.³⁵ In den Innenstädten hingegen, deren alte Parzellengrenzen meist noch vorhanden waren, orientierte man sich beim Wiederaufbau oftmals an der traditionellen Blockbauweise mit ihren Korridorstraßen.

In Frankfurt dagegen kam es gemäß den bereits in den frühen zwanziger Jahren entwickelten Vorstellungen von der modernen Stadt zu einer fast völligen Neuordnung des Innenstadtbereiches. Die gute wirtschaftliche Ausgangslage, die mit der althergebrachten Funktion als Messe- und Handelsstadt und als zentraler Mittelpunkt innerhalb der drei Besatzungszonen in Deutschland einherging, bildete die Grundlage für den raschen Wiederaufbau nach 1945. Die Ansiedlung großer Banken begünstigte schließlich den Aufstieg der Stadt zur deutschen Wirtschaftsmetropole in den fünfziger Jahren.³⁶

Aufgrund seiner strategischen und wirtschaftlichen Bedeutung konnte sich Frankfurt nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zudem berechnete Hoffnung auf den Titel der Bundeshauptstadt machen. Dieser Optimismus kam vor allem in dem Wiederaufbau von für die Stadt Frankfurt bedeutenden Denkmälern wie der Paulskirche oder dem Goethehaus zum Ausdruck, die vor allem auch im Hinblick auf die künftige Hauptstadtfunktion fertiggestellt wurden.³⁷ Abgesehen vom Wiederaufbau dieser beiden Gebäude, welche die ersten beiden großen Bauvorhaben nach

33 Vgl. Müller-Raemisch 1990, S. 53.

34 Vgl. ebd., S. 14.

35 Vgl. ebd., S. 28.

36 1948 entstand in Frankfurt auf Betreiben der Amerikaner die *Bank Deutscher Länder*, das Vorläuferinstitut der Bundesbank, das sich im alten Reichstagsgebäude an der Taunusanlage niederließ. Über die 1948 in Frankfurt gegründete *Kreditanstalt für Wiederaufbau* erhielt Westdeutschland durch den Marshall-Plan Startkapital für den Aufbau der deutschen Wirtschaft. Vgl. Lücke 2008, S. 18.

37 Zum Wettkampf um den Titel der Bundeshauptstadt vgl. Balsler 1995, S. 119–133.

dem Krieg darstellten, entschieden sich die Stadtplaner für das Innenstadtgebiet für eine gänzlich moderne Bebauung, die auf einer neuen Grundstückseinteilung basierte und keine Rücksicht mehr nahm auf die kleinteilig angelegten Grundrisse der Altstadt. Auf der Grundlage des Generalflichtlinienplans von 1948 sah das Stadtplanungsamt eine moderne, durch Grünflächen aufgelockerte Bebauung mit vier- bis fünfgeschossigen Zeilenbauten vor.³⁸ Dieses Vorgehen stand diametral zu den Forderungen des traditionell gesinnten *Bundes tätiger Altstadtfreunde*, die für einen Wiederaufbau unter Einbeziehung der noch erhaltenen Bausubstanz und Beibehaltung des alten kleinteiligen Stadtgrundrisses plädiert hatte.³⁹

Was den öffentlichen Raum anbelangt, entstanden nach dem Krieg vorrangig Flächen, die dem Straßenverkehr dienten und keinen begehbaren oder erlebbaren Raum mehr darstellten. Neben den folgenreichen Straßendurchbrüchen wie der Zeil, ein bis zur Alten Oper verlaufender Straßenzug, oder der Berliner Straße, schuf man unmittelbar nach dem Krieg zwar auch öffentliche Plätze wie die Konstablerwache, deren Freifläche jedoch nicht zum Aufenthalt gedacht war, sondern als Busbahnhof dienen sollte. Abgesehen von dem im Krieg zerstörten Bereich zwischen Dom und Römer, der bis in die achtziger Jahre als geräumte Trümmerfläche liegen blieb, waren alle anderen Plätze der Innenstadt wie der Roßmarkt oder der Platz an der Hauptwache reine Verkehrsplätze.⁴⁰ Der im Rahmen der Neubebauung der Altstadt im Jahr 1952 vorgenommene Durchbruch der Berliner Straße, der seinen Namen in Anlehnung an den Titel Frankfurts als zukünftige Hauptstadt erhielt, wurde ohne Rücksicht auf Verluste im historischen Stadtbild verwirklicht und trennte die Altstadt fortan rigoros von der Innenstadt ab.

Als im Jahr 1949 endgültig feststand, dass nicht Frankfurt, sondern Bonn die neue Bundeshauptstadt werden sollte, rückte der Ausbau des Messestandortes in den Fokus. Das Messegelände war im Krieg fast gänzlich zerstört worden, sodass man in den fünfziger Jahren einen systematischen Aus- und Aufbau verfolgte, der Frankfurt wieder zu ihrer traditionsreichen Rolle als Messestadt verhelfen sollte. Neben der zerstörten Festhalle, die 1949 wiederaufgebaut wurde, errichtete man eine Vielzahl neuer Messehallen, die im Laufe der Jahrzehnte durch immer größere Hallen ergänzt wurden (**Abb. 5**).⁴¹

Für den Altstadtkern, über den seit Kriegsende eine Bausperre verhängt gewesen war, schrieb der Magistrat im Jahr 1950 einen städtischen Ideenwettbewerb aus.⁴² In der Ausschreibung war deutlich formuliert, dass es sich auch hier um eine Neugestaltung handeln sollte.⁴³ Da der Stadtrat die Nachteile der einstigen extrem dicht-

38 Vgl. Müller-Raemisch 1990, S. 14, sowie Kolb 1952, o. S.

39 Vgl. Nebhut 1950; vgl. auch Forderungen des Altstadtbundes 1950.

40 Vgl. Müller-Raemisch 1998, S. 336.

41 Vgl. Schembs 1985, S. 87 ff.; vgl. auch Kolb 1952, S. 2.

42 Die eingereichten Entwürfe sahen überwiegend eine moderne Bebauung mit dem für diese Zeit üblichen Zeilenbau vor, der sich oftmals jedoch nicht dem kleinteiligen Maßstab der Altstadt anzupassen schien. Vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 502 ff.

43 Vgl. Formulierungsvorschlag von Hans Kampffmeyer: Ebd., S. 534 f.

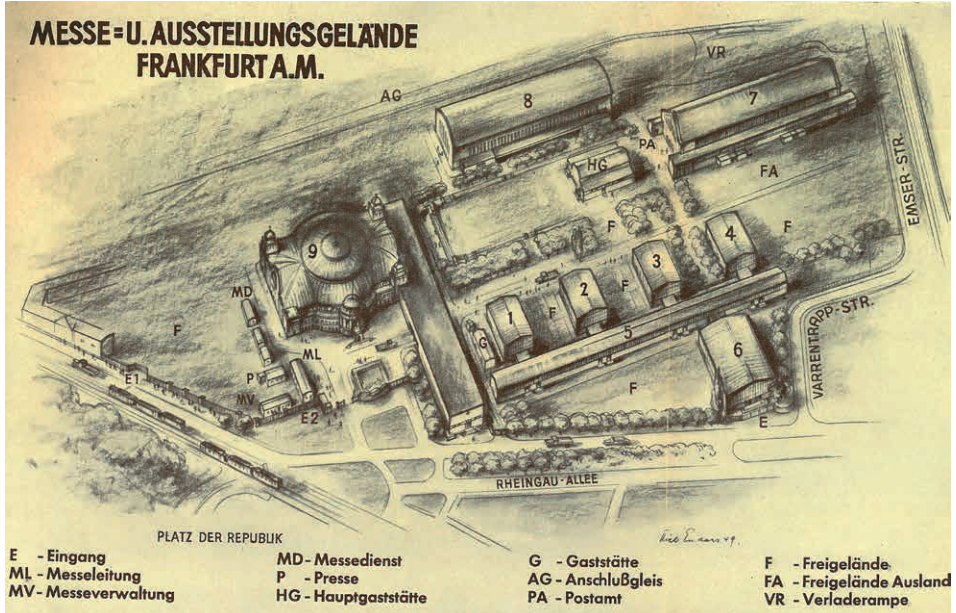


Abbildung 5. Messe- und Ausstellungsgelände Frankfurt, Plan aus dem Jahr 1950

ten Bebauung als derart gravierend betrachtete, wurde eine Wiederherstellung nie ernsthaft in Erwägung gezogen. Infolge des Wettbewerbsergebnisses, das drei gleiche Preise an die Architekten Massing, Wagner und Dierschke vorsah, entstand in den Jahren 1952 bis 1956 im Bereich um den Dom und am nördlichen Mainufer eine aufgelockerte Wohnbebauung in schlichten, zeitgenössischen Formen (Abb. 6).⁴⁴

Allein bei dem für die Geschichte Frankfurts bedeutsamen Altstadt kern zwischen Dom und Römer besaß man hinsichtlich eines überstürzten, modernen Wiederaufbaus Berührungängste, die auch in den folgenden Jahrzehnten nicht ausgeräumt werden konnten. Die Unsicherheit über die angemessene Form einer solchen historischen Stadtmitte und die Frage, ob einfacher Wohnungsbau der Bedeutung des Ortes gerecht werden könnte, ließ den Magistrat mit der Bebauung des eigentlichen Kernbereichs der Stadt, der nach der Beseitigung der Kriegsschäden in den fünfziger Jahren weiterhin brach lag, zögern und führte dazu, dass das bisherige Konzept einer Wohnbebauung zu Beginn der sechziger Jahre endgültig aufgegeben wurde.⁴⁵ Im Rahmen eines engeren Wettbewerbes kam es am Römerberg lediglich zum Wiederaufbau des Rathauses und zur Realisierung einer Bebauung in zeitgenössischen Formen, die jedoch die Ostseite des Platzes aussparte. Die

44 Vgl. Kiesow 1984, S. 3 f.

45 Vgl. Müller-Raemisch 1998, S. 341.



Abbildung 6. Dom-Römerberg-Bereich, nach 1952

übrigen, den Platz umschließenden Häuserfronten wurden mit trauf- und giebelständigen Rasterfassaden neu erbaut, die hinsichtlich der Geschosshöhen, Parzellenstruktur und Dachneigung Bezug auf die zerstörten Fachwerkbauten nahmen (siehe **Abb. 4**, S. 29).⁴⁶

⁴⁶ Vgl. Kiesow 1984, S. 4. Die an den Römer anschließenden Häuser *Frauenstein* und *Salzhaus* wurden ab 1951 zwar in Anlehnung an ihre Vorgängerbauten, jedoch in zeitgenössischen Formen errichtet. Eine Rekonstruktion des Salzhauses hätte sich damals aufgrund der erhaltenen Originalteile angeboten, wurde aber bewusst zugunsten eines angepassten Neubaus unterlassen. Das vom Vorgängerbau übernommene Erdgeschoss, die beim Neubau verwandten Spolien, das traditionelle, schiefergedeckte Giebedach als auch Gliederung und Maßstab des Stahlbetonbaus zitieren dabei das historische Vorbild.

2.1.3 Der Bauboom der 1960er Jahre: Das neue Leitbild der »Urbanität durch Dichte« und die Auswirkungen auf das Stadtbild

Nach den ersten dringend notwendigen Maßnahmen in den fünfziger Jahren zur Wiedererrichtung einer funktionierenden Infrastruktur und zum Aufbau von Wohnungen rückten in den sechziger Jahren wirtschaftliche Interessen in den Vordergrund städtebaulicher Überlegungen, die vor dem Hintergrund eines anhaltenden Wirtschaftswachstums und der wachsenden Motorisierung in den Großstädten zu einem Wandel der planerischen Leitbilder führte. Statt der gegliederten und aufgelockerten Stadt propagierte man nun eine Stadt, die sich durch »Urbanität durch Dichte«⁴⁷ auszeichnen sollte und völlig neue Dimensionen in den Innenstädten vorsah.⁴⁸

Ab dem Ende der fünfziger Jahre hatte die Wirtschaft ihre Schwerpunkte deutlich vom produzierenden Sektor zu Handel und Dienstleistung verschoben, sodass nicht nur neue Bauformen, sondern auch neue Standorte, als sie bisher im Blickfeld standen, erforderlich wurden.⁴⁹ Anders als die produzierende Industrie, die ihre Standorte im Hinblick auf etwaige Erweiterungsmöglichkeiten am Rande der Stadt suchte, bevorzugte der tertiäre Sektor die wirtschaftlich günstige Lage der Innenstadt. Die Stadtzentren wurden immer dichter bebaut, wobei man auch vor Großformen inmitten alter Ortskerne und dem Abriss vorhandener Altbauten nicht zurückschreckte. Durch den wachsenden Verkehr in den Innenstädten rückte auch die Vorstellung von der autogerechten Stadt in den Fokus der städtebaulichen Entwicklung, die versuchte, dem Auto, das in den sechziger Jahren mit einem völlig neuen Lebensgefühl verbunden war, gerecht zu werden. Den verkehrstechnischen Bedürfnissen entsprach die Stadt nicht selten auf Kosten historischer Bausubstanz. Alte Stadtstrukturen wurden durch den Bau von Verkehrsbauwerken zerstört und Straßen und Plätze als öffentliche Räume deformiert.⁵⁰ Ab den sechziger Jahren zeigten sich die Auswirkungen der rein wirtschaftlich orientierten Stadtplanung und -entwicklung in der sogenannten Stadtfucht, die viele Menschen dazu bewog, in die Vororte zu ziehen.⁵¹

Neben dem erheblichen Ausbau der kommunalen Infrastruktur in den sechziger Jahren machte der Wohnungsbau weiterhin den größten Teil der Baumaßnahmen aus. Zum überwiegenden Teil wurde der Bedarf an Wohnungen über die neu entstehenden verdichteten Großsiedlungen in den sogenannten Trabantenstädten

47 Den Begriff »Urbanität« definierte erstmals der Wirtschaftswissenschaftler Edgar Salin auf dem Deutschen Städtetag 1960 als städtische sowie geistige Kultur der in einer Stadt lebenden Bürger. Obwohl Salin nicht von der baulichen Verdichtung sprach, »durch die Urbanität gewonnen werden könnte«, kam dies als spätere Zutat der Definition in der Stadtplanung hinzu. Vgl. Salin 1960.

48 Vgl. Lange 2003, S. 32 f., sowie Müller-Raemisch 1990, S. 14.

49 Vgl. Müller-Raemisch 1990, S. 59 f.

50 Vgl. ebd., S. 15.

51 Vgl. Müller-Raemisch 1990, S. 124.

gedeckt, die auf unberührtem Land im Umfeld der Stadt errichtet wurden.⁵² Diese Trabantenstädte, wie sie sich etwa in den ostdeutschen Plattenbausiedlungen manifestieren, wurden in erster Linie als Wohngebiete mit kaum vorhandener eigener Infrastruktur errichtet. Auch wenn es beispielhafte Versuche gibt, mittels umfangreicher Grün- und Freiraumplanungen sowie zentralen Einrichtungen wie Kirchen und Schulen urbanes Leben auf der grünen Wiese zu erzeugen,⁵³ so konnte die in den sechziger Jahren verzweifelt gesuchte Urbanität, die der Definition nach eigentlich ein abwechslungsreiches städtisches Leben fordert, meist jedoch nicht über die neuen Siedlungen entstehen. Trotz der Versuche, städtebauliche Strukturen aus der vorhandenen Topografie zu entwickeln – etwa mit sogenannten Terrassen- oder Wohnhügelhäusern –, und die Baukörper selbst einer möglichst variantenreichen Gestaltung zu unterziehen,⁵⁴ entstanden durch die Entwicklung des Betonfertigteilbaus und die damit einhergehende Maßstabsvergrößerung oftmals gleichförmige Siedlungen.⁵⁵ Erst als ab dem Ende der sechziger Jahre die Wirtschaftskrise der bisherigen Aufbruchsstimmung der jungen Bundesrepublik ein vorläufiges Ende setzte, änderte sich die politische und wirtschaftliche Lage in Deutschland und damit auch das bis dato geltende städtebauliche Leitbild.

Das Leitbild der verdichteten Stadt sowie die Vorrangstellung wirtschaftlicher Interessen kommen in Frankfurt besonders in den zahlreich errichteten Hochhäusern zum Ausdruck. Bereits in den fünfziger Jahren, als Handel und Wirtschaft sich dank amerikanischer Investitionen wieder erholten, waren die ersten, für die Frankfurter Silhouette bisher so ungewohnten Hochhäuser entstanden. Oberbürgermeister Walter Kolb (SPD) hatte schon 1949, als Frankfurt wider Erwarten nicht zur Hauptstadt von Westdeutschland bestimmt worden war, eine »Rückkehr der Stadt zu ihrem ureigentlichen Wesen als Handels-, Banken- und Industriepplatz« verkündet.⁵⁶ Diesem Ziel wurde in der Folgezeit die gesamte Stadtentwicklung untergeordnet.

In den späten sechziger Jahren unternahm das Stadtplanungsamt mit dem sogenannten »Fünf-Finger-Plan«, der längs der großen Verbindungsstraßen nach Norden und Westen stark verdichtete Zonen in der Innenstadt vorsah, den Versuch, der sich anbahnenden Hochhausverdichtung systematisch zu begegnen.⁵⁷ Besonders

52 Vgl. ebd., S. 14.

53 z. B. in Köln-Heimersdorf, wo 1964 bis 1973 mit dem Haselnusshof eine Großsiedlung errichtet wurde, die nicht als Schlafstadt, sondern als städtisch geprägte Wohnumgebung dienen sollte.

54 Etwa in der Großsiedlung Osdorfer Born in Hamburg (1967–71), in der unterschiedlich angeordnete Balkone die Fassaden der Wohnhochhäuser beleben sollten. Vgl. Lange 2003, S. 34.

55 Vgl. Müller-Raemisch 1990, S. 73. Die Sichtweise auf die Siedlungen der 1960er Jahre ist heute ein wenig differenzierter als noch vor 20 Jahren. Vgl. hierzu etwa Pehnt 2014 sowie Lange 2003.

56 OB Kolb, zit. n. Müller-Raemisch 1998, S. 39.

57 Vgl. Jonak 1997, S. 80.

betroffen von dieser Planung, die Ende der sechziger Jahre geradezu eine »Spekulationswelle«⁵⁸ auslöste, waren die vom Krieg verschonten Wohnquartiere wie das Westend, das noch Anfang der fünfziger Jahre ein vorwiegend bürgerlich geprägtes Wohnviertel mit ungewöhnlich hohem Baumbestand und Grünflächen war.⁵⁹ Aufgrund seiner guten Lage direkt neben der Innenstadt wurde das Westend in den sechziger Jahren rasch zum begehrten Standort für den expandierenden tertiären Sektor. Die Zerstörung der alten Villen und die Vertreibung der Bevölkerung waren die Folgen dieser Entwicklung. Garten- und Villengrundstücke mussten den neuen Hochhäusern für den Bedarf an Büroraum weichen, die nun im Westend und an den Wallanlagen entstanden.⁶⁰ Die Unzufriedenheit der Bürger fand im Jahr 1973 mit dem Brand des umstrittenen Neubaus des City-Hauses auch ihren symbolischen Niederschlag.⁶¹ Der knapp 140 Meter hohe Turm am Platz der Republik, der sich direkt im Krisengebiet des Westends neben einer Gründerzeitvilla befand und unter dem Namen seines Erbauers als Selmi-Hochhaus bekannt war, stand zu diesem Zeitpunkt kurz vor seiner Vollendung.⁶² Der zuständige Bauherr Ali Selmi, besaß in den siebziger Jahren mehrere Immobilien in der Stadt, auch im Westend, und galt als skrupelloser Grundstücksspekulant, der unverhältnismäßig hohe Mietpreise für seine Häuser verlangte. Als 1973 Selmis Bürohaus abbrennt – zu einer Zeit, in der die Stadt erstmals eine Grundstücksspekulation großen Ausmaßes erlebt – sieht ein Großteil der Bevölkerung darin ein einprägsames Zeichen gegen den Kapitalismus und die seit Ende der sechziger Jahre angeprangerte Zerstörung der Stadt.⁶³

Die Bodenspekulationen im Westend sowie intransparenten Planungsverfahren der Stadt führten bereits 1970 zu den ersten Hausbesetzungen und später zu den

58 Häuserrat 1974, S. 13.

59 Im späten 18. Jahrhundert hatten sich hier reiche Frankfurter Bürger entlang der Bockenheimer Landstraße niedergelassen und sich große Villen mit parkähnlichen Gärten gebaut.

60 Mit dem Bau des Zürich-Hauses 1959 entlang der Bockenheimer Landstraße hatte einst die Hochhausbebauung ihren Ausgangspunkt genommen. Der zur Erbauungszeit stark umstrittene Bau wurde 2002 abgerissen und durch den Opernturm von Christoph Mäckler ersetzt. Auch in anderen Stadtbereichen wie dem gründerzeitlichen Bahnhofsviertel wurden historische Gebäude zerstört. 1961 wurde etwa das um 1905 im Jugendstil errichtete Schumann-Theater, seit dem Zweiten Weltkrieg eine Ruine, restlos abgerissen. Vgl. hierzu und zur weiteren Entwicklung im Westend Müller-Raemisch 1998, S. 220–222.

61 Vgl. Feuerzeichen 1973.

62 Vgl. Bartetzko 1986a, S. 20–21; Das nach Plänen der Frankfurter Architekten Johannes Krahn und Richard Heil errichtete City-Haus galt zum Zeitpunkt des Baubeginns 1971 aufgrund der Höhe und des neuen Konstruktionsverfahrens, das eine großflächig verglaste Fassade ohne Stützen ermöglichte, als eines der fortschrittlichsten Hochhäuser in Frankfurt und auch die Gestaltung der Fassade mit in dunklem Bronze eloxiertem Aluminium empfand die Lokalpresse im Gegensatz zu den bisherigen Hochhäusern in der Stadt als bereichernd für das Stadtbild. Vgl. etwa Ehrlich 1971b.

63 Vgl. Michels 2013, S. 31.

sogenannten Häuserkämpfen, die Bürgerinitiativen und Studierende um die Erhaltung von bedrohtem Wohnraum führten und die bundesweit Aufmerksamkeit erregten.⁶⁴ Die Häuserkämpfe in Frankfurt hatten schließlich zur Folge, dass Mitte der siebziger Jahre zumindest die weitere Zerstörung von Häusern und altem Baumbestand zum Stillstand gebracht werden konnte.⁶⁵ Die Bürgerinitiative für das Westend hatte einen begrenzenden Plan erzwungen und auch die Rezession von 1974 nach dem ersten Ölpreisschock bereitete der Hochhausentwicklung im bürgerlichen Westend ein vorläufiges Ende.⁶⁶

Der Stadtzerstörung durch neue Hochhäuser musste Ende der siebziger Jahre auch am Mainufer Einhalt geboten werden. Denn nicht nur das bürgerliche Westend war zu diesem Zeitpunkt massiv der Immobilienspekulation ausgesetzt, den Grundstücken am südlichen Mainufer in Sachsenhausen, das später zum sogenannten Museumsufer ausgebaut wurde, drohte dasselbe Schicksal. Jene leerstehenden Altbauvillen, die später das Deutsche Architekturmuseum sowie das Deutsche Filmmuseum beherbergen sollten, waren bereits in den Händen von Frankfurter Bauspekulanten, um den Abbruch der Häuser und eine anschließende Neubebauung mit Bürohochhäusern vorzubereiten.⁶⁷

Bis in die siebziger Jahre hinein hatte das südliche Mainufer seinen historisch einmaligen Charakter mit der signifikanten Parklandschaft und der Architektur der Gründerjahre weitgehend bewahren können, auch wenn zwischen den alten Villen bereits einige Neubauten errichtet worden waren. Die Villen waren im 19. Jahrhundert entstanden, als man den Fluss allmählich als Naherholungsgebiet entdeckte. Zuvor erstreckten sich am südlichen Mainufer, das außerhalb der Mauern von Alt-Sachsenhausen lag, lediglich landwirtschaftliche Nutzflächen, die nur spär-

64 Lokale Tageszeitungen wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und die *Frankfurter Rundschau* berichteten seit Beginn der Kämpfe nahezu täglich über das Westend. Am 19.09.1970 findet in der Eppsteiner Straße 47 die erste Hausbesetzung in Frankfurt statt, die zugleich eine der ersten in der Bundesrepublik ist. Vgl. Albrecht-Heider 2013, S. 27. Zu den Hausbesetzungen vgl. auch Häuserrat 1974, S. 41–66.

65 Als Reaktion auf die Bürgerproteste im Zusammenhang mit den Eingriffen in die Wohnsubstanz des Westends verabschiedeten die Stadtverordneten im Februar 1972 eine neue Ortssatzung als Grundlage für den zukünftigen Denkmalschutz in Frankfurt. Mit der Unterschutzstellung von insgesamt 450 historisch bedeutsamen Kulturdenkmalen, von denen sich rund 200 schutzwürdige Bauten im Westend befinden, sollte auch der Bodenspekulation entgegengewirkt und der weitere Abbruch wertvoller Bausubstanz zugunsten von Hochhäusern vermieden werden. Vgl. hierzu Verabschiedung einer neuen Ortssatzung als Grundlage für den zukünftigen Denkmalschutz in Frankfurt, ISG, S3/K 26.172; vgl. auch Ortssatzung über geschützte Bauwerke, Straßen, Plätze etc. in der Stadt Frankfurt, 10.02.1972, ISG, S3/K 26.169.

66 Vgl. Rahms 1979.

67 Während die Villa des späteren Architekturmuseums der berühmte Frankfurter Bauspekulant Ali Selmi erworben hatte, gehörte das daneben gelegene Gebäude des Filmmuseums dem Unternehmer Josef Buchmann. Vgl. Klotz 1999, S. 82, sowie Wékel 2016, S. 24.



Abbildung 7. Ausschnitt Mainpanorama, 1862

lich besiedelt waren.⁶⁸ Erst Ende des 18. Jahrhunderts zeichnete sich eine neue Entwicklung ab, als großzügige Landhäuser der gehobenen bürgerlichen Schicht mit ausgedehnten Gärten am Main entstanden. Während sich diese zunächst als einzeilige Bebauung entlang des Schaumainkai erstreckten, war das Bild des südlichen Mainufers bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts von den am Ufer gelegenen Bleichwiesen sowie Anlegeplätzen für Schiffe geprägt, die vor der alten Stadtmauer von Sachsenhausen entstanden waren (**Abb. 7**). 1874 versah man die Uferböschungen mit einem Hochkai und legte vierreihige Platanenalleen an, die gemeinsam mit den Parkanlagen der Villen einen breiten Grünraum bildeten. Durch den Bau der Untermainbrücke und des Städel Museums im Jahr 1874 bekam das heute als Marlerviertel bekannte Quartier zwischen Stresemannallee und Schweizer Straße, das im 19. Jahrhundert zunehmend als Wohngebiet geschätzt wurde, nochmals einen enormen Aufschwung. Im Jahr 1910 fand die Villenbebauung am südlichen Mainufer ihr vorläufiges Ende.

Die meisten der am Schaumainkai gelegenen Villen sowie das Städel Museum wurden im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt. Während einige dieser Gebäude in der Nachkriegszeit durch Neubauten ersetzt wurden, konnten andere wieder aufgebaut werden, sodass entlang des Schaumainkai heute noch immer eine repräsentative Anzahl der Patriziervillen aus dem 19. Jahrhundert erhalten ist.⁶⁹ Anfang der sechziger Jahre konnte hier ein Generalverkehrsplan verhindert werden, der eine vierspurige Straße am Schaumainkai vorsah und die Uferpromenade weitgehend

⁶⁸ Vgl. hierzu und im Folgenden Wiese 2008, S. 157–162, sowie Mayer-Wegelin 2014, S. 112–113.

⁶⁹ Vgl. Nordmeyer 2003, S. 45.

zerstört hätte.⁷⁰ Abgesehen von vereinzelt Bürogebäuden am Schaumainkai blieben dem Viertel auch Hochhäuser erspart wie sie entlang des gegenüberliegenden Untermainkai auf der Frankfurter Seite ab den sechziger Jahren entstanden waren. Die Realisierung des Museumsufers in den achtziger Jahren verhinderte letztendlich die weitgehende Vernichtung dieser südlichen Uferpromenade mit ihrer bedeutenden Villen- und Parklandschaft.

Dem seit den fünfziger Jahren in Deutschland zu beobachtenden Trend der Planung von baulich verdichteten Vorstadtsiedlungen, die in den sechziger Jahren zu immer neuen Größenordnungen geführt hatte, entsprach Frankfurt ab 1962 mit der Realisierung von Trabantensiedlungen wie etwa der Nordwest- oder der Limesstadt. Die zumeist aus Gebäudegruppen mit Zeilenbauten, Hochhäusern und Reihenhäusern bestehenden Großsiedlungen wurden zum Synonym für die Monotonie und Anonymität einer sozial gedachten funktionalistischen Architektur. Der weiterhin starken Nachfrage nach Wohnmöglichkeiten in der Innenstadt wurde mit umfangreichen Immobilienprojekten entsprochen, die beispielsweise am Sachsenhäuser Berg verwirklicht wurden.⁷¹ Seit 1970 bestimmten dort die markanten Wohnhochhäuser »Sonnenring« und »Sonnenhügel« nach Entwürfen von Günther Balsler die Stadtsilhouette (**Abb. 8**), deren brutalistische Architektur zum Zeitpunkt der Erbauung stark umstritten war.⁷²

Mit der Tertiärisierung der Wirtschaft und dem zunehmenden Verkehr in den Innenstädten trat der Umwandlungsprozess in Richtung Stadtzerstörung nun deutlich vor Augen. Ganze Wohnstraßen wurden in den sechziger Jahren in Verkehrsachsen umgewandelt, um dem Verkehr in der Innenstadt Herr zu werden. In diesem Zuge wurden bedeutsame Plätze wie etwa Rossmarkt, Kaiser- und Goetheplatz zerstört und zum Teil auch für das Parken von Autos freigegeben.⁷³ Um dem zunehmenden Autoverkehr zu begegnen, wurde ab 1963 der Bau der U-Bahn in Angriff genommen, dem wiederum zum Teil der alte Baumbestand zum Opfer fiel. Im Oktober 1968 konnte an der Hauptwache im Zentrum Frankfurts die erste U-Bahnverbindung eröffnet werden.⁷⁴

70 1975 wurden erneut Pläne bekannt, welche die letzte Uferpartie Frankfurts dem Verkehr opfern sollte. Gegen diese Pläne wandten sich sowohl Frankfurter Architekten als auch Bürgergruppen der betroffenen Wohngebiete. Vgl. Rahms 1975; vgl. auch Wiese 2008, S. 165.

71 Vgl. Ehrlich 1968, S. 79.

72 Vgl. Ehrlich 1971a, S. 46. Die Wohnungen dieser einst umstrittenen Hochhäuser sind heute aufgrund ihrer Lage durchaus begehrt. Zur neuerlichen Wertschätzung dieser Architektur vgl. auch Opatz 2018.

73 Vgl. Rahms 1979.

74 Vgl. Müller-Raemisch 1998, S. 349. Das historische Gebäude der Hauptwache, das nach seiner Zerstörung im Zweiten Weltkrieg in veränderter Form wieder aufgebaut worden war, wurde abgetragen und nach Abschluss der Arbeiten in seiner historischen Form mit dem ursprünglichen Mansarddach wiederaufgebaut.



Abbildung 8. Sonnenring, Ansicht von Norden, 1976

Auch in der Altstadt traten andere Nutzungsüberlegungen in den Vordergrund. Ende 1969 entschloss sich die Stadtverwaltung, das Gebäude des Technischen Rathauses zu errichten, um endlich eine Neugestaltung des seit Kriegsende brachliegenden Bereiches zwischen Dom und Römer in Angriff zu nehmen. Der Siegerentwurf der Frankfurter Architekten Bartsch, Thürwächter und Weber, der aus dem Dom-Römerberg-Wettbewerb von 1962/63 hervorgegangen war, sah ursprünglich ein kulturelles Zentrum mit vielfältigen Nutzungen wie Ausstellungshalle, Restaurants, Läden und anderen publikumsbezogenen Einrichtungen vor.⁷⁵ Ein dringend notwendiger Erweiterungsbau der Stadtverwaltung für das zu klein gewordene Rathaus sowie zusätzlicher Raum für Parkmöglichkeiten in der Innenstadt sollten zudem die Bedürfnisse der Stadt befriedigen.⁷⁶ Von dem ursprünglichen Entwurf wurde später jedoch lediglich das für die Stadt dringend benötigte Verwaltungsgebäude für die technischen Ämter an der Nordseite des Dom-Römerberg-Bereichs errichtet. Nachdem die Bebauung aus finanziellen Gründen zunächst nicht in Angriff genommen worden war, war die Planung erst im Jahre 1969 aufgrund des geplanten Baus der U-Bahn wieder in Gang gekommen. Die U-Bahn, welche den Dom-Römerberg-

⁷⁵ Vgl. zum Bauprogramm: Kampffmeyer/Weiss 1964, S. 11–17.

⁷⁶ Vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 512.



Abbildung 9. Dom-Römerberg-Bereich mit Technischem Rathaus (links), nach 1973

Bereich unterqueren sollte, hatte die günstige Gelegenheit geboten, die Planungsvorhaben der Stadt in das Gesamtvorhaben miteinzubeziehen.⁷⁷ Nach der Fertigstellung des Technischen Rathauses 1972 auf der nördlichen Seite zur Braubachstraße und einer zweistöckigen Tiefgarage, die gleichzeitig über dem U-Bahn-Tunnel errichtet wurde, blieb die Restfläche zwischen Dom und Römerberg aus Geldmangel erneut unvollendet liegen (**Abb. 9**).⁷⁸ Mit der Fertigstellung des Technischen Rathauses, das später als vorbildlicher Bau in Hessen ausgezeichnet wurde, sowie der Eröffnung des gegenüber am Saalhof gelegenen Neubaus des Historischen Museums im Jahr 1972 dominierten fortan ungewohnte Großstrukturen den Römerberg, die bewusst davon Abstand nahmen, sich in historische Bezüge einbinden

⁷⁷ Vgl. ebd.

⁷⁸ Vgl. Kiesow 1984, S. 6.

zu lassen. Auch die Betondecke der Tiefgarage, die das Bodenniveau gründlich veränderte, prägte mit ihren sogenannten Höckern, den aus der Betondecke ragenden Stahlrohren, für die kommenden zehn Jahre das Bild der Freifläche zwischen Dom und Römer.⁷⁹ Die Wettbewerbe für diesen zwischen Dom und Römer gelegenen Bereich, die in den 1950er und 1960er Jahren auf eine Neugestaltung des historisch bedeutsamen Zentrums der Stadt abzielten, hatten letztlich nicht zum ursprünglich geplanten Kulturzentrum, sondern zu einem städtebaulichen Fragment geführt. Infolge der kritischen Haltung von Presse und Bevölkerung gegenüber dem Neubau des Historischen Museums und des Technischen Rathauses, das mit seiner monumentalen Baumasse mit den drei hohen Türmen in unmittelbarer Nähe zum Dom den in diesem Bereich dominierenden Sakralbau bedrängte und von den Bürgern abwertend als »Elefantenfüße«⁸⁰ bezeichnet wurde, geriet das Projekt der Dom-Römerberg-Bebauung in eine erneute heftige Diskussion.⁸¹ Zur gleichen Zeit machte sich ein Bewusstseinswandel der Bevölkerung bemerkbar, der aus den zahlreichen, zum Teil rücksichtslosen Neubaumaßnahmen der Stadt und dem damit einhergehenden Verlust alter Bausubstanz erwachsen war. Der Ruf von Bevölkerung und Politikern nach einem originalgetreuen Wiederaufbau wurde zunehmend lauter, sodass die Stadtverordnetenversammlung Mitte der siebziger Jahre alle bisherigen Beschlüsse für die Fläche zwischen Dom und Römer aufhob.

Anfang der siebziger Jahre hatten sich die Spannungen in Frankfurt aufgrund der aus den Missständen im bürgerlichen Westend hervorgehenden Demonstrationen sowie der Häuserbesetzungen und der gewalttätigen Polizeieinsätze bereits erheblich zugespitzt.⁸² In dieser Lage erkannte die damals regierende SPD, die durch ihre Kooperation mit Großspekulanten zunehmend ins schlechte Licht geraten war, die Dringlichkeit, in rigoroser Abkehr von den bisherigen städtebaulichen Prinzipien neue Wege der Stadtplanung einzuschlagen. Anstatt der Errichtung städtebaulicher Großformen sollten nun der Umweltschutz und die Erhaltung der noch vorhandenen historischen Bebauung in den Fokus der Stadtentwicklung rücken.⁸³ Doch erst die CDU konnte von diesem neuen Leitbild in der Stadtplanung profitieren, als es im Jahr 1977 bei der Kommunalwahl zu einem wegweisenden Regierungswechsel kam, der durch die Konsequenzen der *tabula rasa*-Politik der SPD herbeigeführt worden war.

79 Vgl. Balsler 1995, S. 367.

80 Ebd., S. 365.

81 Vgl. Müller-Raemisch 1998, S. 345.

82 Vgl. Balsler 1995, S. 296.

83 Vgl. Müller-Raemisch 1990, S. 101.

Zusammenfassung: Der Identitätswandel der Stadt Frankfurt

Auf der Basis der Kenntnisse, wie Frankfurt sich seit 1945 bis in die siebziger Jahre hinein hinsichtlich seiner stadtstrukturellen, politischen und wirtschaftlichen Aspekte entwickelt hat, lässt sich ein Identitätswandel der Stadt feststellen, dessen Ursprünge bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen.

Grundlegend für das Verständnis der Stadt Frankfurt ist die Tatsache, dass die Stadt seit dem 19. Jahrhundert ihrer Identität mehrfach entwurzelt wurde und immer wieder den Versuch unternehmen musste, ein neues Selbstverständnis zu generieren.⁸⁴ Das traditionelle Selbstverständnis der Stadt, das sich über die Jahrhunderte entwickelt hatte und das sich aus der einstigen freien Reichstadt, dem Status als zentraler politischer Versammlungsort in Deutschland sowie der ökonomische Bedeutung als Messe- und Geldhandelsstadt gespeist hatte, war im 19. Jahrhundert infolge der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation sowie der später erfolgten Eingliederung in den preußischen Staat und dem damit einhergehenden Verlust der politischen Bedeutung als Freie Stadt bereits mehrfach erschüttert worden und nach dem Zweiten Weltkrieg fast gänzlich verloren gegangen. Mit der nahezu vollständigen Zerstörung Frankfurts und dem anschließenden Wiederaufbau in überwiegend modernen Formen ging auch der Verlust der erinnerungsreichen Altstadt mit ihrer vorindustriellen, kleinmaßstäblichen Struktur und den historischen Gebäuden einher, sodass sich die Stadt 1945 einer weitgehenden Loslösung von ihrer historischen Vergangenheit gegenüber sah.⁸⁵ Da Frankfurt außerdem entgegen der Erwartungen 1949 nicht an die alte Tradition als Hauptstadt anknüpfen konnte – eine Position, die sie während des Deutschen Bundes bis 1866 innehatte, begann die Stadt sich fortan auf die Förderung der Wirtschaft und auf ihren Status als Finanzplatz zu konzentrieren.

Die führende Rolle als ökonomisches Zentrum Deutschlands, zu dem sich Frankfurt nach 1945 rasch entwickelt hatte, behielt die Stadt auch in den siebziger Jahren bei. Die Identität der Stadt Frankfurt ist vor diesem Hintergrund in diesem Jahrzehnt vor allem durch das Selbstbewusstsein einer aus starker Kriegszerstörung wiederauferstandenen Stadt und ihrem raschen wirtschaftlichen Aufschwung in den folgenden zwei Jahrzehnten geprägt, der durch die Ansiedlung von Großbanken, dem Ausbau von Messe und Großflughafen zu ihrer Bedeutung als Banken- und Messestadt und zu dem weitgehend auf die Finanzwirtschaft fixierten Selbstverständnis der Stadt führte.

84 Vgl. hierzu und im Folgenden Rodenstein 2008, S. 277–300. Rodenstein vergleicht in ihrem Aufsatz die beiden Städte Frankfurt und Hamburg aus der soziologischen Perspektive der Eigenlogik miteinander.

85 Rodenstein kommt zu dem Schluss, dass demnach »die Eigenart Frankfurts im ständigen Wandel des Selbstverständnisses [liegen muss], weil ihm vor allem die eigene Geschichte nicht als Ressource für die Reproduktion der Stadt zur Verfügung steht.« Rodenstein 2008, S. 309.

Ergänzt wird dieses Selbstverständnis der Stadt als aufstrebende Wirtschaftsmetropole in den sechziger und siebziger Jahren durch ein gebautes Stadtbild, das in erster Linie auf den Wiederaufbau der Nachkriegszeit und auf die folgenden zwei Jahrzehnte nach Kriegsende zurückzuführen ist. Gerade in Frankfurt – wo aufgrund der guten wirtschaftlichen Voraussetzungen eine besonders strikte Orientierung an den städtebaulichen Leitbildern der fünfziger sowie sechziger Jahre geherrscht hatte – waren die Konsequenzen für Stadtbild und Gesellschaft besonders stark zu spüren. Die Stadt Frankfurt präsentierte sich Ende der sechziger Jahre als eine vorrangig auf wirtschaftliche Bedürfnisse ausgerichtete und autogerechte Stadt, deren Bauten weniger an ästhetischen Maßstäben gemessen werden konnten, sondern vielmehr an ihrer Quantität und ihrer Funktionalität, die sie im wirtschaftlichen Gefüge der Stadt aufwies.

Gerade die Auseinandersetzungen um das Westend und die anschließenden Häuserkämpfe von 1970–74, die durch eine rücksichtslose Stadtplanung seit Ende der sechziger Jahre ausgelöst wurden, zeigen beispielhaft, welche fatale Auswirkungen der schonungslose Umgang mit der historisch gewachsenen Stadt und ihren Bauten auf das Stadtbild hatte und wie sehr auch die unbefriedigende kommunalpolitische Situation der Stadt Auslöser des späteren städtebaulichen Wandels war.

Die wirtschaftlichen Bedingungen in Frankfurt sowie die an ihnen orientierte Stadtplanung seit 1945 führten letztlich zu einem Stadtbild, das spätestens ab Mitte der sechziger Jahre zum Negativbeispiel einer deutschen Stadt wurde. Die Masse der Neubauten mit den oftmals nüchternen Rasterfassaden ohne gestalterische Qualitäten veränderte die vorhandene Stadt in derart rasantem Tempo, dass negative Begleiterscheinungen sich bald bemerkbar machten. Die neue Identität, die nun in hohem Maße an den Wirtschaftserfolg gekoppelt war und sich auch auf den Flughafen als einen bedeutenden europäischen Verkehrsknotenpunkt bezog, war nicht in der Lage, »zum positiven Bezugspunkt«⁸⁶ der Bevölkerung zu werden. Die eigentlichen Bedürfnisse der Menschen als Stadtbewohner, die erkennbare Orte als Orientierungspunkte in einer Großstadt benötigen, wurden durch den Primat von Verkehr und Wirtschaft derart missachtet, dass die Bewohner sich bald selbst nicht mehr mit ihrer Stadt identifizieren konnten.

Die Versuche der Frankfurter Bürgerschaft und Verwaltung seit den sechziger Jahren, der gesichtslos gewordenen Stadt wieder eine architektonische Struktur zu verleihen, wie etwa am Römerberg, sind letztendlich gescheitert. Die Folge war ein weitgehender Verlust an Identität,⁸⁷ der so schnell nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte und nicht durch einfache städtebauliche Maßnahmen wiederherzustellen war. Der durch die städtebauliche Entwicklung und den raschen Wandel des

86 Rodenstein 2008, S. 301.

87 Dass eine Identität »verloren« werden kann, entspricht der Definition von Hammel: »Identität ist [...] keineswegs eine konstante Eigenschaft der Dinge; sie ist vielmehr relativ und nur unter bestimmten Umständen und innerhalb eines bestimmten Bereiches wirksam.« Hammel 1972, S. 93–94.

Selbstverständnisses der Stadt herbeigeführte Identitätsverlust, der insbesondere in den sechziger Jahren zu Tage trat, hatte konsequenterweise auch Auswirkungen auf das Image der Stadt.

2.2 Die Identitätsfrage und das Image der Stadt in den 1970er Jahren: Frankfurt am Main im Spiegel der Zeitgenossen

Die städtische Entwicklung und der folgenreiche Identitätswandel, dem Frankfurt seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs unterworfen war, bilden den Ausgangspunkt für die Identitätskrise und das vorwiegend schlechte Image der Stadt Frankfurt Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre. Denn die Wahrnehmung der Stadt in den siebziger Jahren löste schließlich eine Debatte aus über die Frage, auf welchem Wege es möglich sei, das Image zu ändern.

Im Gegensatz zu dem hier gebrauchten Begriff Identität, der sich über die Eigenart, insbesondere über die architektonisch-räumlichen Strukturen einer Stadt definiert, wird *Image* in vorliegender Arbeit vorrangig in Bezug auf die Außenwahrnehmung bzw. auf die Vorstellung von dem Bild der Stadt verwendet. Ein Image ist demnach ein »phantasiehaftes«, von der Wirklichkeit weitgehend unabhängiges Vorstellungsbild, das »die Komplexität aller Einstellungen, Kenntnisse, Erfahrungen und Anmutungen« umfasst, »die mit einem bestimmten Meinungsgegenstand verbunden sind«.⁸⁸ Der Prozess der Imagebildung erfolgt Karl Ganser zufolge über drei unterschiedliche Stufen. Zunächst wird die »Realsituation« eines Raumes wahrgenommen, die besonders hervorstechende Situationen oder Teilräume beinhaltet, die wiederum durch Merkmale wie Bauwerke, Personen, Slogans oder Embleme symbolisiert werden. Durch einen »gruppenspezifischen Informationsfilter«, der auf dem sozialen Umfeld basiert, erfährt die eigene Wahrnehmung anschließend eine schematische Verengung, welche die Realsituation zu Stereotypen abstrahiert. In einem dritten und letzten Schritt unterliegt die Wahrnehmung einer weiteren Beeinflussung durch die sogenannten Massenmedien.⁸⁹ In diesem Zusammenhang kann das Image als Vorstellungsbild einer Stadt, das sich aus der Summe aller Urteile und Vorurteile ergibt, wiederum auch Auswirkungen auf die Identität der Stadt haben, da mentale Bilder in das Selbstverständnis der Stadt übergehen können.

Der Imagebegriff kann im städtebaulichen Zusammenhang auch mit der gebauten Umwelt in Verbindung gebracht werden, da sich das Vorstellungsbild von einer Stadt – neben dem gleichfalls bedeutenden Einfluss sozialer Kontakte – primär über die in ihr »vorhandenen Einrichtungen und ihre Bauformen bestimmt.«⁹⁰ Bei

88 Scholz 1989, S. 29.

89 Vgl. Ganser 1970, S. 107.

90 Vgl. Stöber 1964, S. 97, sowie Infas 1963, S. 23.

der Frage nach dem Image einer Stadt sind üblicherweise zwei Ebenen zu unterscheiden. Zum einen die Ebene des Nahbildes, die Vorstellungen und Ansichten von Personen umfasst, die in oder nahe bei dieser Realität leben. Im vorliegenden Fall wären dies die Einwohner der Stadt Frankfurt. Zum anderen die Ebene des Fernbildes, die Vorstellungen und Ansichten von Personen umfasst, die sich im entfernteren Bereich befinden. In diesem Fall wäre dies der Bevölkerungsquerschnitt. Aufgrund der unterschiedlichen individuellen Stadtwahrnehmungen können sich Nahbild und Fernbild deutlich widersprechen.⁹¹

2.2.1 Außenwahrnehmung: Zeitgenössische Stimmen zur Wahrnehmung von Frankfurt in der Bundesrepublik Deutschland

Neben dem Selbstverständnis der Stadt Frankfurt, das sich in den sechziger und siebziger Jahren stark aus den Verheißungen von Messe und Großflughafen speist und auf dem Selbstbewusstsein eines bedeutenden Finanzstandortes in der Bundesrepublik basiert, treten in diesen Jahren auch andere Aspekte in den Vordergrund, die nicht nur in die Identität der Stadt einfließen und eine regelrechte Krise der städtischen Identität bewirken, sondern sich auch als Image sowohl nach außen als auch in der Wahrnehmung der Bewohner festsetzen.

Bereits in der ersten Hälfte der sechziger Jahre wird Frankfurt hinsichtlich seines Wiederaufbaus und der Auswirkungen des Modernisierungsprozesses zum Gegenstand kritischer Betrachtung. Während Edgar Salin im Juni 1960 auf der 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages in Augsburg noch der Meinung war, dass beim Wiederaufbau der Stadt Frankfurt »den neuen Bedürfnissen der neuen Zeit [wie der Motorisierung des Verkehrs] ganz ausgezeichnet Rechnung getragen worden« sei, diene Frankfurt bald mit seinen an der Peripherie entstandenen Großbausiedlungen, dem rücksichtslosen Bauen in der Innenstadt und der auf Funktionalität basierenden Architektur als Folie für kritische Beiträge von Frankfurter Zeitgenossen wie etwa Alexander Mitscherlich, der mit seinem berühmten Buch *Die Unwirtlichkeit unserer Städte* anprangerte.⁹² Obwohl nicht außer Acht gelassen werden darf, dass die seit den sechziger Jahren virulent werdenden negativen Seiten der Großstadt beispielsweise auch in Städten wie München, Hamburg oder Köln zu Tage traten,⁹³ war in den siebziger Jahren vorzugsweise in Bezug auf Frankfurt von der sogenannten unwirtschaftlichen Stadt die Rede. Abschätzige Titel wie »Bankfurt«,

91 Vgl. Presseinformation, 05.09.1980, S. 3, IfD, 2682-1.

92 Vgl. Mitscherlich 1965.

93 »Ob in München, Hamburg oder Köln – allenthalben waren die Citys mit Brettern vernagelt, hinter denen riesige Baugruben gähnten: ein altes Haus nach dem anderen mußte den verhaßten Wolkenkratzern weichen; das Verkehrschaos schien immer ärger zu werden, und die Vision vom Erstickungstod der Städte kam auf.« Dietrich 1983, S. 12.

»Krankfurt« oder »Babylon am Main«, die sich sowohl auf die wirtschaftsorientierte Stadtplanung und deren gestalterische Auswirkungen als auch auf die gesellschaftlichen Folgen bezogen, machten in deutschen Medien die Runde.⁹⁴

Neben den architektonischen und städtebaulichen Wandlungen der Nachkriegs-ära, die zu einem neuen Bild der einst durch eine kleinteilige Struktur geprägten Stadt beitrugen, waren es vor allem gesellschaftliche und politische Fragen, welche die Wahrnehmung von Frankfurt seit dem Ende der sechziger Jahre bestimmten. Der deutsche Grafikdesigner Gunter Rambow brachte die Stimmung im Frankfurt der siebziger Jahre mit pointierten Plakaten auf den Punkt, auf denen er die Monotonie von Vorortsiedlungen und Bankentürmen verfallenden Altbauten gegenüberstellte. Mit der Plakatserie von 1971 für die Bundesarchitektenkammer griff Rambow vor allem die damalige Situation im Westend und die gesellschaftlichen Auswirkungen im Zuge von Grundstückspekulation und Hochhausboom auf (Abb. 10).⁹⁵

Zahlreiche Unruhen erschütterten in diesen Jahren die Stadt wie etwa die unzähligen studentischen Demonstrationen, die ausgedehnten Protestbewegungen im Frankfurter Westend und die damit einhergehenden gewalttätigen Aktionen, welche die Stadt wenig friedlich erscheinen ließen.⁹⁶ Insbesondere der Häuserkampf, der durch den Zerstörungsprozess des bürgerlichen Westend eingeleitet wurde und bei dem es zu umfangreichen Polizeieinsätzen zur Räumung besetzter Häuser kam, sorgte für bundesweite Schlagzeilen und fügte dem Ruf der Wirtschaftsmetropole weiteren Schaden zu. Neben den Großbankenbaustellen waren es in erster Linie diese gesellschaftspolitischen Umstände und sozialen Auseinandersetzungen, denen die Stadt Frankfurt Mitte der siebziger Jahre ihren bundesweiten schlechten Ruf zu verdanken hatte und ihr die Bezeichnung von der »unregierbaren« Stadt einbrachte.⁹⁷ Zum Kernbestand des Negativ-Stereotyps gehörte die Kriminalität, die vor allem im Bahnhofsviertel in Bezug auf Raubüberfälle und Drogenmissbrauch größere Ausmaße annahm und Frankfurt »zu einem kriminalgeographischen Schwerpunkt«⁹⁸ machte. Aufgrund der hohen Kriminalitätsraten erhielt Frankfurt den Spitznamen »Klein-Chicago«, der sich bis in die unmittelbare Nachkriegszeit, als Frankfurt zur Hauptstadt der amerikanisch besetzten Zone und zum Zentrum des Schwarzhandels wurde, zurückführen lässt.⁹⁹

Dieses Image als Hauptstadt des Verbrechens wurde über Jahrzehnte hinweg auch im deutschen Spielfilm gepflegt. Filmkritiker Rudolf Worschech kommt gar zu dem Schluss, dass es keine andere Großstadt gebe, die »so konstant als krimi-

94 Vgl. Krüger 1985b sowie FAZ vom 08. 01. 1974.

95 Vgl. Linhart 2007, S. 11.

96 Vgl. Balser 1995, S. 295.

97 Vgl. ebd.

98 Vierteljahresbericht der Stadtverwaltung 1969/72, zit. n. King 1973, S. 1140.

99 Vgl. Worschech 1995, S. 257.



Spekulant Der Spekulant kauft auf, vertreibt Mieter, zerstört Häuser und Stadtteile. Er baut gewinnbringend, nicht nutzbringend. Er nutzt die Ziellosigkeit von Politik und Verwaltung für sein Ziel: Profit. Er ist ein gefährlicher Stadtzerstörer. Muß das so bleiben?

Abbildung 10. Gunter Rambow, Plakat aus der Serie für die Bundesarchitektenkammer, 1971

nell dargestellt worden [sei] wie Frankfurt.«¹⁰⁰ Für die mediale Repräsentation der Stadt Frankfurt in diesen Jahren sind sowohl die Arbeiten von Alexander Kluge als auch von Rainer Werner Fassbinder symptomatisch. Bei Fassbinder gerät Frankfurt zum Synonym für die Krise des Wohlfahrtsstaates und der westdeutschen Gesellschaft. So nutzt er die Stadt in seinen Filmen *Mutter Küsters Fahrt zum Himmel* (1975) und *In einem Jahr mit 13 Monden* (1978) als Schauplatz gesellschaftlicher Abgründe und führt die Stadt als kaltes, eigenschaftsloses Produkt einer kapitalistischen Wohlstandsgesellschaft vor, das allein den wirtschaftlichen Bedürfnissen, jedoch nicht den menschlichen entgegenkommt. Auch Alexander Kluge, dessen Filme nahezu vollständig in oder um Frankfurt spielen, zeigt in seinen Filmen *Abschied von Gestern* (1966) und *In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod* (1974) eine kalte und abstoßende Stadt, die durch das bruchstückhafte Erzählen des Films in ihrer Widersprüchlichkeit und Ausweglosigkeit noch zusätzlich betont wird.

Für die literarische Repräsentation Frankfurts in den siebziger Jahren kann hingegen Gerhard Zwerenz' Roman *Die Erde ist unbewohnbar wie der Mond* (1973), der zugleich eine Kritik der Lebensverhältnisse in der Bundesrepublik darstellt, als exemplarisch gelten. Der Autor zeichnet darin ein anschauliches Bild über den Beginn der städtebaulichen Veränderungen in Frankfurt und zeigt eine Stadt, dessen Alltag Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre durch Kriminalität und Hausbesetzungen gekennzeichnet ist.¹⁰¹ In Zwerenz' Roman steht die Figur des jüdischen Grundstückspekulanten Abraham Mauerstamm sinnbildlich für die Profitgier der Frankfurter Spekulanten und für die Gleichgültigkeit gegenüber der historischen Stadtstruktur und den menschlichen Bedürfnissen.¹⁰²

Ausgehend von diesen damals in ganz Deutschland kursierenden Vorurteilen machte auch eine Ende der siebziger Jahre vom Institut für Demoskopie in Allensbach vorgenommene Image-Studie für die Stadt Frankfurt, die unter anderem eine Bevölkerungsumfrage in der Bundesrepublik beinhaltete, die Defizite der Stadt deutlich.¹⁰³ Diese Defizite, die man außerhalb von Frankfurt – auch beeinflusst von

100 Ebd.

101 Vgl. Zwerenz 1973.

102 Als das Werk erschien, löste es einen Skandal aus, da man in der Beschreibung des darin agierenden jüdischen Grundstückspekulanten Abraham Mauerstamm nicht nur die Karikatur eines bekannten jüdischen Kaufmanns aus Frankfurt, sondern auch antisemitische Züge vermutete. Fassbinder verarbeitete den Roman einige Jahre später zu seinem ebenso umstrittenen Theaterstück *Der Müll, die Stadt und der Tod*, das aufgrund von Protesten jahrelang nicht zur Aufführung kam. Das 1975 entstandene Stück, das ebenfalls vor dem Hintergrund der Immobilienspekulationen im Frankfurt der sechziger Jahre spielt, rückte wie Zwerenz die Figur eines reichen jüdischen Häuserspekulanten in den Mittelpunkt, mit der er nach Meinung seiner Kritiker antisemitische Klischees bediente. Vgl. Hoffmann 2003, S. 211.

103 Die vom Institut für Demoskopie in Allensbach vorgenommene Image-Studie für Frankfurt sollte angesichts des immer noch vorhandenen Klischeebildes von Frankfurt und der bevorstehenden Kommunalwahlen 1981 weiteren Aufschluss darüber geben, wie die bereits von Oberbürgermeister Wallmann eingeleiteten Maßnahmen zur Verbesse-

den Medien – als Vorstellungsbild im Kopf hatte, betreffen in erster Linie den wirtschaftsorientierten Charakter der Stadt,¹⁰⁴ die Funktion als Verkehrsknotenpunkt und die Vernachlässigung der städtischen Lebens- und Umweltbedingungen.¹⁰⁵ Andererseits war anhand der Untersuchungsergebnisse auch festzustellen, dass die Einstellung der Bürger zu Frankfurt weitgehend unabhängig von gewissen negativen Ansichten war, die zum »Kernbestand des Negativ-Stereotyps« gehörten und als Vorurteile über Frankfurt in ganz Deutschland kursierten, wie etwa Kriminalität oder zunehmende Ausbreitung von Hochhäusern für den Dienstleistungssektor im Stadtzentrum.

2.2.2 Selbstbild: Die Wahrnehmung der Stadt durch ihre Bewohner

Es stellt sich die Frage, ob das Image der Stadt Frankfurt, welches sich insbesondere ab den sechziger Jahren in den Köpfen der deutschen Bevölkerung festgesetzt hatte, gerechtfertigt ist, und wenn ja, ob es tatsächlich ausnahmslos auf die gesamte Stadt zutrifft. Da grundsätzlich davon auszugehen ist, dass Urteile über die Stadt auch Rückwirkungen auf die in ihr lebenden Einwohner haben, muss man sich fragen, ob dies auch die Bewohner selbst so empfanden.

Einer im Jahr 1960 für die Stadt Frankfurt durchgeführten Studie des Instituts für angewandte Sozialwissenschaft etwa ist zu entnehmen, dass das Problembewusstsein der Frankfurter gegenüber ihrer Stadt Anfang der sechziger Jahre grundsätzlich nicht sehr ausgeprägt ist. Da beinahe jeder Zweite angibt, dass er sich, was seine Stadt betrifft, an gar nichts stört, kann hier vor allem von einem latenten Desinteresse der Bürger ausgegangen werden. Die andere Hälfte hingegen stört sich in erster Linie an den negativen Begleiterscheinungen des Großstadtlebens wie den

rung des Stadtbildes zum Image beigetragen haben und welche weiteren Möglichkeiten der städtischen Imagebildung sich anhand der Untersuchung auf tun würden. Vgl. Presseinformation, 05.09.1980, S. 1–2, IfD, 2682-1. Zur Image-Studie vgl. auch Scholz 1989, S. 66–72.

104 Die Bürger, die der Studie zufolge Frankfurt als »ideale deutsche Großstadt« bezeichnen, schätzen vor allem die günstige Verkehrslage in Frankfurt, die guten Verdienstmöglichkeiten und die Eigenschaft Frankfurts als »Hauptsitz bedeutender Unternehmen der Wirtschaft wie Handel und Industrie, Banken, Versicherungen«. Sowohl das historische als auch das kulturelle Element scheinen in der Wahrnehmung Frankfurts keinen großen Stellenwert einzunehmen. Die Allensbacher Untersuchung kommt aufgrund dieser Ergebnisse zu dem Schluss, dass Frankfurt »einen aktiven, wirtschaftlich orientierten Typ« anzieht. Vgl. Presseinformation, 5.9.1980, S. 14, IfD, 2682-1.

105 Merkmale wie Grünanlagen, Fußgängerkomfort, Straßenlärm oder gute Luft sehen die in der BRD lebenden Einwohner, die Frankfurt als ideale Großstadt bezeichnen, hingegen als nicht ideal verwirklicht an. Diese schneiden bei der Bevölkerungsumfrage weitaus schlechter ab als der Durchschnitt der anderen als ideal bezeichnete Großstädte wie München oder Berlin. Vgl. Tab. 65–70, IfD, 2682-4, Nr. 3079.

Straßen- und Verkehrsverhältnissen sowie an der Kriminalität und der allgemeinen Unsicherheit im Zentrum der Stadt. Demgegenüber treten Klagen über anderweitige soziale sowie kulturelle Defizite der Stadt deutlich in den Hintergrund.¹⁰⁶ Auch in Bezug auf die Frage, was die Bewohner besonders an ihrer Stadt schätzen, treten die historischen Bauwerke und auch das kulturelle Leben der Stadt sowie wirtschaftliche Besonderheiten, etwa die Messe Frankfurt, deutlich in den Hintergrund. Es werden in erster Linie für freizeitleiche Aktivitäten bedeutende Einrichtungen wie Stadtwald, Palmengarten, Zoo und andere Grünanlagen genannt, die in Frankfurt durchaus – anders als es der Großteil der Einwohner in der Bundesrepublik vermutet – in großer Zahl vorhanden sind.¹⁰⁷

Der Schriftsteller Horst Krüger, der viele Jahre in Frankfurt lebte und in zahlreichen Artikeln über seine Stadt schrieb, bekämpfte stets das – seiner Meinung nach – deutsche Vorurteil¹⁰⁸ über das unwirtliche Frankfurt, das ihm zufolge in erster Linie auf seinem »miserablen Entrée« basierte. Für den Schriftsteller aus Berlin war Frankfurt eine exemplarische Verkörperung des Nachkriegsdeutschlands, das nach 1945 zwar »eine kalte, gesichtslose, brutale Stadt geworden« sei, sich darin jedoch nicht anders als die restliche Bundesrepublik gebärde.¹⁰⁹ Frankfurt als nach dem Krieg zerbrochene Stadt war demnach für Krüger das Sinnbild schlechthin für Westdeutschland, das er jedoch nicht als negativ beurteilte.

Doch bereits zu Beginn der siebziger Jahre wurde die Kritik an der Gestalt, welche die Stadt in den Jahrzehnten davor angenommen hatte, auch in Frankfurt immer lauter. Stadtbaurat Hanns Adrian bekundete 1973 zwar, dass er die einhellige Meinung, dass Frankfurt eine hässliche Stadt sei, nicht teile, gab jedoch zu, dass die Gestaltung der öffentlichen Straßenräume mit einer Architektur, die sich auch in jeder anderen Stadt befinden könnte, »grau und trivial« sei. Jedoch sei dies kein Urteil, das auf Frankfurt beschränkt sei, sondern entspreche dem Bild auch in anderen Großstädten.¹¹⁰ Der ab 1979 in Frankfurt als Direktor des Deutschen Architekturmuseums tätige Heinrich Klotz schrieb das negative Urteil über das Stadtbild neben dem Gewirr des Straßennetzes vor allem der ungewohnt hohen Konzentration von Hochhausarchitektur in der Stadt zu. Während in anderen Städten wie

106 Zur Frage: »Worüber man sich in Frankfurt ärgert«: Straßen-, Verkehrsverhältnisse, Straßenbahn (22 %); Kriminalität, Unsicherheit (13 %); Lärm, Luft, Unruhe (5 %); Behörden, Parteien (8 %); Stadtplanung, Wohnungsbau (4 %); Soziale Einrichtungen (3 %); Opernhausruine (3 %); Anderes (5 %); Nichts ärgert, keine Angabe (45 %). Vgl. Tab. 18, Infas 1963, S. 40.

107 Zur Frage: »Was haben Sie an dieser Stadt besonders gern?«: Das Grün in der Stadt (Stadtwald, Palmengarten etc.) (20 %); Reizvolle Umgebung (13 %); Wiederaufbau der City (7 %); Wirtschaft, Messe (7 %); Die Menschen (7 %); Kulturelles Leben (6 %); Bestimmte Sehenswürdigkeiten (6 %), Anderes, keine Angaben (34 %). Vgl. Tab. 14, ebd.

108 Krüger zufolge sei das Vorurteil Frankfurt betreffend vor allem ein deutsches, das die »Welt draußen«, die entzückt sei, wenn sie das Wort »Francfort« höre, nicht teile. Vgl. Krüger 1977a, S. 35; vgl. auch Krügers »Plädoyer für eine verrufene Stadt«: Krüger 1977b.

109 Krüger 1967, S. 57; vgl. auch Korenke 1990, S. 262.

110 Adrian 1973, S. 1144.

Hamburg, Berlin oder Düsseldorf Ende der siebziger Jahre nur einzelne Gebäude Hochhausdominanten bildeten, seien in Frankfurts Innenstadt, etwa mit dem Bau der Deutschen Bank und der Commerzbank eine Vielzahl von Hochhäusern entstanden, die sich zu einem »unkontrollierten Chaos« verdichtet und »binnen weniger Jahre aus der flach sich ausbreitenden Stadt schlagartig so etwas wie ein Klein-Manhattan« gemacht hätten.¹¹¹ Klotz sah in den Hochhäusern hingegen in erster Linie einen neuen spannungsvollen Kontrast zu den bisherigen Altbauten, der nicht nur eine »charakteristischere Stadt« hervorgebracht, »sondern auch die Erlebnisqualität erhöht« habe.¹¹²

Problematisch war jedoch, dass bei der Planung der meisten Hochhäuser bis zum Beginn der siebziger Jahre weder durch Sockelnutzungen noch durch öffentliche Dachterrassen versucht wurde, diese auch der Bevölkerung zugänglich zu machen.¹¹³ Zudem entstanden die Hochhäuser für Banken und Großunternehmen unter umstrittenen Bedingungen mitten in zentrumsnahen Wohngebieten wie dem Westend und sorgten ab dem Ende der sechziger Jahre nicht nur für die Vertreibung der Bewohner, sondern auch für den Abriss zahlreicher historischer Altbauten in den ehemaligen Gründerzeitvierteln.

Auch die ungelösten Probleme des Umgangs mit dem zunehmenden Verkehr in der Stadt und die damit einhergehenden gestalterischen Auswirkungen durch die Anforderungen des Verkehrs nehmen in der Wahrnehmung Frankfurts einen relativ großen Stellenwert ein.¹¹⁴ Horst Krüger empfand den U-Bahnbau als das eigentliche Unglück der Stadt, der insbesondere in Frankfurt quälend langsam von statten ginge und zur gleichen Zeit das Stadtbild stark zerstöre.¹¹⁵ Dieter Bartetzko zufolge verwandelte er die Innenstadt auf Jahrzehnte »in eine Großbaustelle, chaotisch, verwirrend, mühsam.«¹¹⁶

111 Klotz 1978, S. 60. Eine im *MERIAN*-Magazin veröffentlichte Karikatur von Ivan Steiger aus dem Jahre 1977, die den Römer als letztes historisches Fragment inmitten zahlloser, gleichförmiger Hochhäuser zeigt, führte dieses Negativ-Bild eindrücklich vor Augen. Vgl. Krüger 1977a, S. 36–37.

112 Ebd., S. 59.

113 Bei der Dresdner Bank wurde 1971 als eines der ersten Hochhäuser versucht, die Erdgeschosszone zu gestalten. Zugunsten von gärtnerisch angelegten Freizonen wurde hier auf die übliche repräsentative Eingangshalle verzichtet.

114 Bereits in den frühen sechziger Jahren, als der Primat des Verkehrs aus Frankfurt eine autogerechte Stadt gemacht hatte, warnte Gerhard Stöber in seiner ökologischen Analyse zur Stadtmitte vor dem »Moloch Verkehr«, der »das städtische Leben in ein zweckrationales Raumlabyrinth verdammen« werde. Vgl. Stöber 1964, S. 47.

115 Vgl. Krüger 1977a, S. 37. Der gesamte Platz vor dem Gebäude des Frankfurter Hauptbahnhofs, von dem sogar Teile für den Einbau eines unterirdischen S-Bahnhofs abgetragen werden mussten, war 1973 eine einzige große Baugrube. Einige Jahre zuvor bot sich auch der lebendige Stadtmittelpunkt um die Hauptwache als Bauplatz dar, als das historische Gebäude für den Bau der U-Bahn demontiert worden war. Vgl. Balsler 1995, S. 256.

116 Bartetzko/Guthier 1993, S. 80.

Als Indiz, dass die Stadt auch für die Bewohner an Attraktivität verlor, kann die zunehmende Entvölkerung der Innenstadt gesehen werden. Das Phänomen der Stadtfucht, das am Beginn der siebziger Jahre einen Höhepunkt erreicht hatte und erst Mitte der achtziger Jahre im Zuge der Wirtschaftskrise gebremst werden konnte, war in Frankfurt besonders ausgeprägt.¹¹⁷ Hauptursache für die Flucht aus der Stadt waren neben dem zunehmend als störend empfundenen Verkehrs- und Fluglärm vor allem die fehlenden Flächen und der Mangel an größeren und komfortableren Wohnungen, mit deren Bau die Stadt angesichts des Bevölkerungswachstums nicht nachkam.¹¹⁸

Die vom Meinungsforschungsinstitut in Allensbach ab 1979 unter den Einwohnern Frankfurts durchgeführte Umfrage bestätigt die Annahme, dass Frankfurt insbesondere seit den sechziger Jahren unter einem Identitätsverlust litt, der vor allem durch die Tatsache deutlich wird, dass die Bürger abgesehen von ihrem eigenen privaten Umfeld nur wenige Bezugspunkte zu ihrer eigenen Stadt besitzen, die im Laufe der Jahre zunehmend gesichtslos geworden war und kaum mehr Identitätsträger in Form von geschichtlichen Zeugnissen, kulturellen Einrichtungen, prägnanter Bauwerke oder städtebaulicher Formen aufweisen konnte.¹¹⁹ Dass die städtische Gestalt und Architektur sowie die Geschichte der Stadt für die Bevölkerung jedoch mit den Jahren an Bedeutung zunehmen, zeigt ein Vergleich der Meinungsbilder Anfang der sechziger und Ende der siebziger Jahre bezüglich der Frage nach dem Wiederaufbau der historischen Altstadt. Die Frage nach der Art und Weise, in der die im Krieg fast völlig zerstörte Frankfurter Innenstadt wieder aufgebaut werden sollte, wurde bereits Anfang der sechziger Jahre in Frankfurt lebhaft diskutiert. Die im Jahre 1960 in Auftrag gegebene Studie des Instituts für Sozialwissenschaften kam zu dem Ergebnis, dass bezüglich der Gestaltung der Innenstadt ein geteiltes Meinungsbild vorliege.¹²⁰ Während sich ein Drittel der Einwohner kritisch gegenüber dem nach dem Krieg in modernen Formen erfolgten Aufbau äußerte, bewertete eine große Mehrheit das moderne und zweckmäßige Gesicht der wiederaufgebauten Innenstadt als positiv. Bemängelt wurde lediglich, dass »man beim

117 Vgl. Balsler 1995, S. 256.

118 Vgl. Tinç 2013.

119 So kommt es auf die Frage »Was kommt Ihnen in den Sinn, wenn Sie an Frankfurt denken?« zu sehr unterschiedlichen Nennungen, welche die Bewohner mit Frankfurt verbinden. 20 % und damit der größte Teil der Befragten nennen die private Umgebung als das ausschlaggebende Merkmal, wenn sie an Frankfurt denken. Mit immerhin 18 % der Nennungen folgen der Römer und mit 14 % sonstige alte und markante Bauwerke. Eine etwas geringere Anzahl der Befragten nennt mit 11 % auch den Verkehr und die Verkehrsprobleme als Merkmale, bei denen sie an Frankfurt denken und die für sie gleichsam zu Identitätsträgern der Stadt werden. Bezeichnenderweise folgen erst danach Bauwerke und Institutionen wie der Flughafen, der Dom oder auch die Hochhäuser. Vgl. Tab. 57–58, IfD, 2682-2, Nr. 2203.

120 Meinung zum Wiederaufbau der Innenstadt: Wiederaufbau gefällt (58 %); Wiederaufbau gefällt nicht (31 %); keine Angabe (11 %). Vgl. Abb. 20, Infas 1963, S. 44.

Neubau des Zentrums noch zu wenig an die Erfordernisse des modernen Verkehrs gedacht« habe.¹²¹

Ende der siebziger Jahre zeigt sich ein gänzlich anderes Meinungsbild hinsichtlich der traditionellen Stadtgestalt. Dies verdeutlichen die zeitgenössischen Stimmen, die sich nun mehrheitlich für Wiederaufbau und für die Erhaltung alter Bausubstanz aussprechen. Während die Opernhausruine im Jahr 1960 weder im Fokus des Bürgerinteresses steht, noch kaum jemand sich an der Ruine zu stören scheint,¹²² geben 1979 angesichts des bevorstehenden Wiederaufbaus der zerstörten Alten Oper plötzlich 66 % der Befragten an, dass sie sich darüber freuen, dass das Ende des 19. Jahrhunderts errichtete Gebäude wieder aufgebaut werde.¹²³ Auch die Meinungen zu dem in diesen Jahren zur Debatte stehenden Wiederaufbau des Römerbergs lassen eine eindeutige Tendenz zu. Die Mehrheit der Frankfurter gibt an, dass sie sich am Römerberg eine Häuserzeile im mittelalterlichen Stil wünscht, während 36 % den gegenwärtigen Zustand und 4 % eine Häuserreihe in modernen Formen bevorzugen würden.¹²⁴ Die Idee, die im Krieg zerstörte Häuserzeile auf der Ostseite des Römerbergs (siehe **Abb. 2**, S. 27) wiederaufzubauen, hatte Oberbürgermeister Rudi Arndt 1975 ins Spiel gebracht. Das Ergebnis dieser Umfrage zeugt von dem Sinneswandel, einem Erwachen eines neuen historischen Bewusstseins, das sich in Frankfurt bereits ab Anfang der siebziger Jahre bemerkbar machte und eine umfassende Erneuerung des städtischen Image zur Folge haben sollte.¹²⁵

Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich in den sechziger und siebziger Jahren ein überwiegend negativ geprägtes Bild Frankfurts ergibt, das zwar hinsichtlich der Innen- und Außenwahrnehmung differenziert werden muss, das jedoch die Defizite hinsichtlich der Stadtgestaltung und -planung und die Möglichkeiten einer Imageveränderung sehr gut verdeutlicht. Der Ruf, den die Stadt in der Bundesrepublik besaß, war wesentlich schlechter als ihn die Einwohner selbst empfanden und zudem in seinen teils überzeichneten, verallgemeinernden Zuschreibungen nicht immer zutreffend, insbesondere was die Kriminalität der Stadt oder die angeblich nicht

121 Infas 1963, S. 43.

122 Zur Frage »Worüber man sich in Frankfurt ärgert« vgl. Tab. 18, Infas 1963, S. 40. Hier wird die Opernhausruine mit nur 3 % der Stimmen genannt.

123 66 % freuen sich, dass die Oper wieder aufgebaut werde, während 31 % antworten »ist mir egal« und 3 % »bin dagegen«. Vgl. Presseinformation, 05. 09. 1980, S. 9, IfD, 2682-1.

124 Vgl. ebd.

125 Hinzu kamen grundlegende Änderungen in der Wahrnehmung der Bürger, welche die zuvor noch überwiegend als negativ empfundenen Aspekte der Stadt plötzlich einer positiven Wertung unterzogen. So meinten die Einwohner bereits Ende der siebziger Jahre, dass sich die Verkehrsverhältnisse deutlich verbessert hätten. Auch die Hochhäuser sowie deren Auswirkung auf das Stadtbild stießen allmählich auf Akzeptanz sowohl bei den Bürgern Frankfurts als auch bei der restlichen deutschen Bevölkerung. Vgl. Presseinformation, 05. 09. 1980, S. 9, IfD, 2682-1, S. 7, und Balsler 1995, S. 393.

vorhandenen Grünanlagen in der Stadt anbelangt.¹²⁶ Feststeht jedoch auch, dass sich ebenso bei den Bürgern Frankfurts ab Anfang der siebziger Jahre eine zunehmende Unzufriedenheit ausbreitet, die in erster Linie die sowohl gesellschaftlichen als auch gestalterischen Auswirkungen des rein wirtschaftsorientierten Denkens auf die Stadt betrifft, so etwa die zunehmende Ausbreitung von Hochhäusern in der Innenstadt, die damit einhergehenden Verkehrsprobleme und die Vertreibung der angestammten Bevölkerung sowie die durch den Verlust an alter Bausubstanz verstärkte Geschichtslosigkeit der Stadt, die fehlenden kulturellen Einrichtungen und einprägsamen Gebäude in der Stadt, die notwendig für eine Identifizierung der Bürger mit ihrer Stadt sind.

Die oftmals triste Architektursprache, die in den sechziger Jahren Frankfurts Neubauten dominierte und die kaum noch lokal und historisch spezifische Zugriffe ermöglichte, stand bei der allgemeinen Bevölkerung Frankfurts zwar nicht im Fokus, doch die Umfragen zu den Assoziationen, welche die Einwohner mit der Stadt verbinden, oder zu den Dingen, die ihnen in Frankfurt gut gefallen, legen Zeugnis davon ab, dass in den Köpfen der Bewohner kaum Identitätsträger verankert waren, die sich auf die Stadtgestalt oder spezifische Bauwerke beziehen. So hatte auch die ausdrucksarme Architektursprache erheblichen Anteil daran, dass auch die Stadt zunehmend in einen Zustand der Eigenschaftslosigkeit überging und sich allein noch über ihren Status als Finanz- und Wirtschaftsmetropole definierte, deren Bauten und Plätze jedoch keinerlei Identitätszuweisung mehr zuließen.

Grundlegend ändern sollte sich die Wahrnehmung der Stadt erst mit dem zu Beginn der siebziger Jahre einsetzenden Sinneswandel der Bevölkerung, der nicht zuletzt auf die in dieser Zeit wirksam werdenden Ideen der Postmoderne zurückzuführen ist, als man den Wert der städtischen Umwelt als Lebensraum für die Bürger erkannte und der Tradition sowie Geschichte der Stadt plötzlich wieder Bedeutung zumaß. Die Bürger der Stadt zeigten ein steigendes Interesse an der städtischen Gestalt und an ihrer Verbesserung. Insbesondere in den Auseinandersetzungen um das Westend oder auch in den Reaktionen auf das Technische Rathaus wird beispielhaft deutlich, dass sich in Frankfurt seit dem Ende der sechziger Jahre Widerstand gegen die städtebaulichen Maßnahmen der Stadt zu regen beginnt und die Bürger zunehmend ihr Mitspracherecht bei stadtentwicklerischen Belangen einfordern.

Dies führte schließlich auch zu einem Umdenken in der Politik und zu einer Verlagerung des Blickwinkels in der städtebaulichen Stadtplanung. Die Konsequenz war ein grundlegender Imagewandel Frankfurts, der von dem weitgehenden Identitätsverlust und der daraus resultierenden Frage, wie sich das Image der Stadt ändern könne, ausgelöst worden war.

126 Zu den positiven Merkmalen, welche die Frankfurter kennen (Nahbild), die anderen Bundesbürger jedoch nicht (Fernbild), gehören z. B. die Grünanlagen in Frankfurt, die gemütlichen Kneipen oder auch Alt-Sachsenhausen. Vgl. Presseinformation, 05. 09. 1980, S. 17–18, IfD, 2682-1.

2.3 Wege aus der »unwirtlichen Stadt«: Frankfurt auf dem Weg zu einem neuen Image

Das Bewusstsein darüber, dass sich etwas an dem Bild der Stadt ändern muss, setzte bereits Anfang der siebziger Jahre ein und führte dazu, dass die Stadtverwaltung begann, nach stadtplanerischen Möglichkeiten zu suchen, um dem eindimensionalen und negativen Bild in der Außenwahrnehmung entgegenzuwirken. Da für dieses in erster Linie die verloren geglaubte städtische Identität und die zunehmende Entfremdung der Bürger mit ihrer Stadt verantwortlich schien, fand konsequenterweise die Frage, mit welchen Mitteln es gelingen kann, eine neue Identität für Frankfurt zu generieren, Eingang in das planerische Denken. Der Versuch der Schaffung einer neuen städtischen Identität, welche die Identifikation der Bürger mit ihrer Stadt fördern sollte, bildete daher die entscheidende Komponente bei der städtebaulichen Erneuerung, die in den siebziger Jahren in Gang gesetzt wurde und die zugleich eine Imagekorrektur der Stadt bewirken sollte.

Insbesondere zwei entscheidende Wege wurden in der Stadtplanung eingeschlagen, die aus der »unwirtlichen« Stadt führen sollten und die in erster Linie Fragen nach Urbanität¹²⁷ und Lebensqualität in den Mittelpunkt rückten. Dies war zum einen die auf Humanisierung und Schaffung von Urbanität abzielende Veränderung des öffentlichen Raumes mittels der Gestaltung der Innenstadt. Urbane Qualitäten, die ein größeres Ausmaß an Identifikationspotenzial versprachen und die man angesichts der jahrzehntelang verfolgten funktionalen Trennung der Stadt verloren zu haben glaubte, sollten über erneute Nutzungsvielfalt und durch öffentlich-erlebare Räume wiederhergestellt werden.¹²⁸ Zum anderen richtete die Stadt ihr Interesse auf kulturelle Maßnahmen,¹²⁹ die zugleich das wiedererwachende Bewusstsein für die lokale Geschichte bezeugen und im Mittelpunkt der nachfolgenden Ausführungen stehen sollen. Ziel dieser beiden Maßnahmen sollten die Veränderung der städtischen Identität und ein Imagewechsel sein, der die vermeintlich unbewohnbare und als lebensfeindlich gebrandmarkte Stadt in eine lebenswerte Kulturstadt verwandelt. Identitätsstiftende Strategien bezeichnen vor diesem Hintergrund Methoden, mittels derer die Stadt Frankfurt es ermöglichte, sich als humane und urbane sowie kulturell wertvolle und wirtschaftlich potente Stadt auszuweisen. Diese neue Identität sollte sowohl als wirtschaftlicher Standortfaktor als auch zunehmend für die touristische Vermarktung der Stadt entscheidend werden.

127 Die ursprünglich als politische Kategorie fungierende Urbanität, welche die städtische Lebensweise unter Mitwirkung einer Stadtbürgerschaft als kulturelle Form definiert, wurde nun »als Instrument stadträumlicher Organisation eingesetzt«. Bideau 201, S. 87. Zur ursprünglichen Bedeutung von Urbanität vgl. auch Salin 1960, S. 12–16.

128 Zu den Voraussetzungen von städtischer Vielfalt vgl. Hammel 1972, S. 91.

129 Die Image-Studie von 1979 hatte bereits gezeigt, dass sich gerade der Bereich Kultur besonders eignete, im Image der Stadt als positiver Faktor weiterentwickelt zu werden. Vgl. Presseinformation, 05. 09. 1980, S. 12, IfD, 2682-1.

Die neuen Dimensionen in der Stadtplanung, die in Frankfurt bereits zu Beginn der siebziger Jahre wirksam wurden, stehen auch im Kontext mit der allgemeinen Veränderung der städtebaulichen Leitlinien in den deutschen Städten. Das Wirtschaftswachstum und die Aufbruchsstimmung der sechziger und der frühen siebziger Jahre waren abgeklungen und die Konsequenzen des Leitbildes der autogerechten Stadt waren in allen deutschen Großstädten deutlich spürbar geworden. In Abgrenzung zum einstigen Primat der Verkehrsgerechtigkeit verlagerte sich nun der Schwerpunkt der städtebaulichen Planung auf die Schaffung einer menschengerechten Stadt, die möglichst autofreie Straßen vorsah.

Im Zusammenhang mit dem europäischen Denkmalschutzjahr 1975 rückten die oft reich an historischen Baudenkmalern ausgestatteten Innenstädte in den Mittelpunkt der Überlegungen, deren Erscheinungsbild einerseits durch neue Fußgängerzonen und Verkehrsberuhigung und andererseits auch durch Sanierung von Altbauten sowie den Ausbau von Kultureinrichtungen aufgebessert und in ihrer Funktion als Zentrum weiter aufgewertet werden sollten.¹³⁰ Dies führte letztlich auch zu einer breiten Unterstützung für die seit Langem vernachlässigten Aufgaben der Denkmalpflege.¹³¹ Durch die Aufwertung der Innenstadt sollte der Entvölkerung der Innenstadt entgegengesteuert und den Bedürfnissen der Stadtbenutzer entsprochen werden. Die Veränderungen, die von der Stadt eingeleitet wurden, stehen auch im Zusammenhang mit dem zunehmenden Konkurrenz- bzw. Wettbewerbsverhältnis von Städten um Einwohner und Arbeitskräfte und somit um die Ansiedlung von Industrie- und Dienstleistungsbetrieben, die wirtschaftlichen Gewinn garantieren sollten.¹³² Parallel zeichnete sich Anfang der siebziger Jahre eine Architekturströmung ab, die erstmals in den USA als Reaktion auf den modernen Städtebau in Erscheinung trat und in Abgrenzung zur internationalen Einheitlichkeit der Moderne eine völlig neue Formensprache entwickelte. Die neuen Tendenzen der sogenannten Postmoderne sollten ab Ende der siebziger Jahre auch in Deutschland und insbesondere in Frankfurt wirksam werden.

130 Vgl. Müller-Raemisch 1990, S. 156.

131 Der Denkmalschutz wurde in den siebziger Jahren erstmals bundesweit als feste Institution durch die Denkmalschutzgesetze verankert. Vgl. Schomann 1973.

132 Ganser, der erstmals die Bedeutung des Image als Einflussgröße in der Stadt- und Regionalentwicklung betonte, stellte fest, dass qualifizierte Arbeitskräfte ihren Arbeitsplatz in erster Linie nach der Attraktivität des Wohnortes aussuchen. Vgl. Ganser 1970, S. 104–105.

2.3.1 Eine neue Identität als Kulturstadt: Das Museumsufer und die Bebauung von Altstadt und Messegelände

Zu Beginn der Siebziger herrschten zeitweise noch widersprüchliche städtebauliche Paradigmen vor, die durch den Gegensatz von Hochhauspolitik im Westend und »Vision der menschlichen Stadt« gekennzeichnet sind. Letztere sah nicht nur die »Verbesserung der Verkehrsversorgung« und die Berücksichtigung der Fußgänger in der Innenstadt vor,¹³³ sondern auch eine grundlegende kulturelle Aufwertung der Stadt. Das von Walter Möller initiierte Konzept der »menschlichen Stadt« beinhaltet dabei nicht nur die Idee des Neuaufbaus von Leinwandhaus, Karmeliterkloster und Historischem Museum. Der seit 1970 amtierende Oberbürgermeister wollte mit Unterstützung des damaligen Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann auch wesentliche Projekte wie etwa den Wiederaufbau der Alten Oper, die Wiederbebauung des Römerbergs unter besonderer Berücksichtigung kultureller Einrichtungen sowie die Erweiterung der Museumslandschaft realisieren. Möllers Wunsch, das Museumsangebot zu erweitern, geriet mit dem Amtsantritt von Rudi Arndt als neuer Oberbürgermeister von Frankfurt 1971 jedoch vorerst in den Hintergrund und auch den Wiederaufbau der Alten Oper, der bereits unter Möller veranlasst worden war, realisierte man erst einige Jahre später.¹³⁴ Davon abgesehen konnten in den siebziger Jahren bereits vereinzelte städtebauliche und stadtgestalterische Maßnahmen zur Veränderung des öffentlichen Raumes umgesetzt werden wie die Einrichtung und Gestaltung von Fußgängerzonen¹³⁵ sowie die Renovierung von Wohnhäusern im traditionsreichen Westend.¹³⁶

Anfang und Mitte der siebziger Jahre war innerhalb der Kulturpolitik freilich noch nicht explizit die Rede von einer *neuen* Architektur, die ebenfalls dazu dienen könne, die Stadt »humaner« zu machen. Die Frage, ob Identität mit architektonischen Mitteln geschaffen werden kann, wird erst ab dem Ende der siebziger Jahre relevant.

133 Vgl. Möller 1972, S. 6.

134 Die Einweihung der wieder aufgebauten und im Inneren völlig neu gestalteten Alten Oper fand am 28. August 1981 statt.

135 1968 wurde eine erste Fußgängerzone, die über den Liebfrauenberg bis zum Paulsplatz verlief, eingerichtet. Die Fertigstellung der einst stark befahrenen Zeil als gestaltete Fußgängerzone mit alleenartigen Platanenreihen und Pavillons fand erst unter dem späteren CDU-Oberbürgermeister Walter Wallmann im Jahr 1983 statt. Die Idee der Innenstadt als »Herrschaftsbereich für den Fußgänger« hatte bereits Oberbürgermeister Walter 1970 zum Kernpunkt seiner »Vision für eine menschliche Stadt« gemacht. Vgl. hierzu Möller 1972; vgl. auch Balsler 1995, S. 301. Zur allgemeinen Entwicklung der öffentlichen Räume und Fußgängerzonen in Frankfurt vgl. Müller-Raemisch 1998, S. 336–376.

136 1974 sah man sich geradezu mit einer »Bemalungswelle« konfrontiert, die im Westend ihren Ausgangspunkt genommen hatte und von der Stadtverwaltung durch jährliche Wettbewerbe kräftig gefördert wurde. Vgl. Ehrlich 1974.

Denn nun ergaben sich durch politische Veränderungen und persönliche Konstellationen in der Stadtregierung Umstände, die es möglich machten, dass nicht nur Maßnahmen zur Verschönerung der Stadt unternommen wurden – Maßnahmen, die zwar erfolgreich waren, aber vor allem ein vorrangig kommerzielles Interesse verfolgten –, sondern tatsächlich konkrete Stadtplanung betrieben wurde. Mehr als heute war die öffentliche Hand in den achtziger Jahren bereit, mit außergewöhnlicher Architektur Zeichen zu setzen und sich für architektonische Qualität zu engagieren. Die Kommunalwahl im März 1977 bedeutete in dieser Hinsicht für die Stadt Frankfurt eine entscheidende Zäsur, welche die lokalpolitische Situation verändern sollte. Zum ersten Mal in Frankfurt kam es zu einer absoluten Mehrheit für die CDU. Der Absturz der Sozialdemokraten konnte man aufgrund der zunehmenden Unzufriedenheit in den Jahren zuvor zwar kommen sehen, dennoch war es für beide Parteien geradezu ein Schock, als die SPD nach dreißigjähriger politischer Dominanz in Frankfurt ihre absolute Mehrheit verlor und der bis zu diesem Zeitpunkt völlig unterschätzte Herausforderer Walter Wallmann aus Marburg zum neuen Oberbürgermeister gewählt wurde.¹³⁷

Unter der neuen CDU-Regierung rückten auch in der Stadtplanung andere Prioritäten, insbesondere der kulturelle Aspekt der bis dahin rein auf wirtschaftliche Aspekte reduzierten Stadt, in den Vordergrund. Die Kulturpolitik erwies sich als geeigneter Ansatzpunkt für einen Imagewandel, um das seit den Zerstörungen der Frankfurter Innenstadt vorherrschende kulturelle, aber auch bauliche Defizit im Stadtbild zu beheben.¹³⁸ Wallmann hatte ein außerordentlich gutes Gespür für die Situation Frankfurts. Er wusste nicht nur um die Außenwirkung von markanter Architektur, sondern auch, dass es nötig war, einen Gegenpol zur Bankenstadt zu schaffen und eine neue Zielgruppe, die sich besonders für Kultur interessiert, anzusprechen, um damit kulturinteressierte Familien und Paare nach Frankfurt zu ziehen. Neben dem Bestehen in der Städtekonkurrenz beabsichtigte man auch, die Attraktivität Frankfurts als Wirtschaftszentrum zu steigern, da das kulturelle Ambiente einer Stadt und das städtische Wohnumfeld in zunehmendem Maße die Standortwahl von Unternehmen beeinflusste.¹³⁹ Die frühere Stadtverordnete und SPD-Politikerin Frolinde Balser betonte, dass es dem neuen Oberbürgermeister Wallmann zweifelsohne auch darauf ankam, in dem kurzen Zeitraum einer Wahl-

137 Wallmann leitete eine zwölfjährige Ära der CDU ein. Die SPD stürzte von 50,1 Prozent auf 39,9 Prozent. Die CDU erreichte auf Anhieb 51,3 Prozent. Zur Kommunalwahl 1977 und ihrem politischen Vorspiel vgl. Göpfert 2013, S. 15.

138 »Gerade die Zukunft Frankfurts als eines lebendigen sozialen Organismus hängt entscheidend von der kulturellen Bedeutung unserer Stadt ab. Ich habe bereits früher betont, daß Kulturpolitik ein, wenn nicht das Ferment der Kommunalpolitik ist. Sie trägt entscheidend zur Identität, zum Gesicht einer Stadt bei. Unserer Stadt ist es noch nicht wieder gelungen, ihre eigene Identität zu finden. Die Zukunft Frankfurts als Großstadt und als urbane Lebensform hängt davon ab, daß wir der Stadt eben jenes Gesicht geben, das viele vermissen.« Wallmann, zit. n. Prigge 1988, S. 223–224.

139 Vgl. Engelhardt 1990, S. 26; vgl. auch Hoffmann 1990, S. 55.

periode »akzeptable Neuerungen vorzuweisen und unverwechselbare Akzente zu setzen«. ¹⁴⁰ So wurde unmittelbar nach seinem Antritt als Oberbürgermeister ein ehrgeiziges Bauprogramm eingeleitet, das sowohl auf Förderung des kulturellen Sektors als auch auf die Aufwertung der Altstadt, insbesondere des Bereiches zwischen Dom und Römer, abzielte. Der mittelalterliche Stadtkern wurde nicht nur als perfektes Gegenbild zur »Dienstleistungscity« verstanden, ¹⁴¹ man sah hier mittels neuer Bauten für Kultur auch die Chance, den Römerberg als das Herz der Altstadt endlich wieder richtig beleben zu können. ¹⁴² Durch die Stärkung des Stadtkerns und die Schaffung von Urbanität mittels Architektur sollte die Stadtmitte als Lebensraum für die Bürger wiedergewonnen und eine Alternative zur Finanz- und Wirtschaftsmetropole mit ihren nüchternen Banken- und Bürobauten geschaffen werden. Sowohl die Geschichtsträchtigkeit des Römerbergs wie auch seine Lage in Nähe des Mainufers prädestinierten ihn zum Standort für Kultureinrichtungen, die zudem in der Lage waren, einen Beitrag gegen die Verödung der Innenstadt zu leisten.

Die Stadtpolitik wandte sich aber auch dem Ziel der Modernisierung und Neugestaltung der Messe zu, die schon lange in Angriff genommen werden sollte. ¹⁴³ Denn es gab nicht nur einen großen Nachholbedarf im Kulturbereich, auch im Bereich der Messe war ein beträchtlicher Außendruck entstanden, auf den die Verantwortlichen hatten reagieren müssen. So wurden einerseits weiterhin die »weltstädtischen Elemente des städtischen Raumes« ¹⁴⁴ wie Hochhäuser, Messe und Flughafen ausgebaut, andererseits jedoch wurden auf der kulturellen Ebene weitreichende Änderungen vorgenommen, die in den nächsten Jahren am Stadtbild Frankfurts wirksam werden sollten. Das »Neue Frankfurt«, dessen Bezeichnung die Stadt in Anlehnung an das in den zwanziger Jahren verwirklichte Wohnbauprogramm des Stadtplaners Ernst May wählte, sollte von Bauten geprägt sein, die zu einem »neuen Begriff von Architekturqualität« beitragen und den »Anspruch auf eine vorbildliche Architektur« erfüllen sollten. ¹⁴⁵ Das städtische Hochbauamt wollte bewusst neue Maßstäbe für das Bauen setzen und an die Leistung eines Martin Elsässers in Frankfurt anknüpfen. ¹⁴⁶ Eine solche für die Stadt Frankfurt als notwendig empfundene vorbildliche Architektur sollte den aktuellen, zeitgenössischen Tendenzen in Architektur und Städtebau entsprechen und von möglichst bedeutenden Vertretern dieser Richtung ausgeführt werden. Vor diesem Hintergrund rückten die erstmals in den USA formulierten Ideen der Postmoderne in den Mittelpunkt, die insbesondere auf Initiative des Frankfurter Hochbauamtes und des aus Marburg stammenden Kunsthistorikers Heinrich Klotz zum Leitbild in Frankfurt werden sollten. Dank

140 Balsler 1995, S. 397 f.

141 Bideau 2011, S. 201.

142 Zeil und Hauptwache hatten das einstige Zentrum der Stadt längst ins Hintertreffen geraten lassen. Vgl. Balsler 1995, S. 372.

143 Vgl. ebd., S. 405.

144 Prigge 1988, S. 227.

145 Klotz 1984c, S. 9.

146 Vgl. Burgard 2008, S. 105.

der Ambitionen von Klotz und Hilmar Hoffmann, der unter Wallmann als bisheriger sozialdemokratischer Kulturdezernent im Amt geblieben war, sowie der Unterstützung durch den Baudezernenten Hans-Erhard Haverkampf und den leitenden Baubeamten Roland Burgard konnten eine Reihe von bis dahin noch unüblichen Wettbewerben mit internationalen Teilnehmern in die Wege geleitet werden.¹⁴⁷ Es waren gerade jene internationalen Wettbewerbe, welche die zu diesem Zeitpunkt heftig diskutierte Architektur der Postmoderne zu befördern half. Die zahlreichen, teils internationalen Wettbewerbe zeigen, dass bewusst ein architektonisches Fachpublikum angesprochen werden und der aktuelle Architekturdiskurs seinen Niederschlag in Frankfurter Bauten finden sollte.

Die exemplarische Einlösung des von der Stadt neu formulierten Anspruchs an die Architektur schien sich mit dem sogenannten Museumsufer zu erfüllen. Die kulturpolitische Idee einer innerstädtischen Museenlandschaft, die auch stadtplanerisch für Frankfurt von größter Bedeutung war, sollte unterschiedlichste Museumsbauten an beiden Ufern des Mains versammeln. International renommierte Architekten, die als wesentliche Vertreter der zeitgenössischen Tendenzen in der Architektur galten, sollten ihre Standpunkte anhand eines Museumsgebäudes artikulieren.¹⁴⁸ Im Rahmen des Museumsuferprojektes nahm die Stadt jedoch nicht nur Neu- und Erweiterungsbauten für bereits bestehende Sammlungen in Angriff, sondern erwarb auch vom Abriss bedrohte Villen des 19. Jahrhunderts, die zum Teil umfangreiche Umbaumaßnahmen erfuhren, durch die neue Nutzung jedoch in ihrer historischen Bausubstanz im Wesentlichen erhalten blieben. Die Nutzung der teils denkmalgeschützten, insbesondere durch Bauspekulation gefährdeten Villen¹⁴⁹ als Museen lag nahe, da Frankfurt seit den Verlusten im Zweiten Weltkrieg bis auf die Eröffnung des Historischen Museums im Jahr 1971 auf dem Museumssektor nur wenig vorzuweisen hatte. Zudem schien insbesondere der südlich gelegene Schaumainkai aufgrund seiner räumlichen Nähe zum Altstadt kern und den hier bereits seit mehr als einem Jahrhundert vorhandenen bedeutenden Kulturinstitutionen wie dem Städel oder dem im Liebieghaus beherbergten Museum Alter Plastik als kultureller Standort geeignet. In den nachfolgenden Jahrzehnten hatten auch das Postmuseum, das Museum für Kunsthandwerk sowie das Museum für Völkerkunde in den repräsentativen Patrizierhäusern am südlichen Mainufer ihre provisorische Heimstatt gefunden, nachdem deren Unterkünfte im Zweiten Weltkrieg völ-

147 Hoffmann: »Mit Hilfe meines Freundes Hans-Erhard Haverkampf [...] holten wir die erste Garde der Architekten an den Main: Richard Meier, Hans Hollein, Oswald Mathias Ungers, Gustav Peichl, Günther Behnisch, Helge Bofinger, Ante Josip von Kostelac.« Hoffmann 2003, S. 164.

148 Vgl. Burgard 1990, S. 31.

149 Verhindert wurde die Bauspekulation in diesem Bereich etwa durch den Erwerb der Grundstücke für das DAM und das spätere Filmmuseum am 24.08.1978 durch die Stadt Frankfurt vom Immobilienkaufmann Ali Selmi. Vgl. Anmerkung, in: Klotz-Tapes 2013, S. A02.

lig vernichtet worden waren.¹⁵⁰ Eine Bürgerinitiative hatte außerdem bereits Mitte der siebziger Jahre den Schutz des Mainufers vor Bauspekulation, die Erhaltung der Bebauung und eine Aufwertung des Gebiets durch Kulturbauten gefordert.¹⁵¹ Die Schaffung der Museen für Film und Architektur, die in den umgebauten Villen am Schaumainkai untergebracht wurden, war dabei von besonderer kulturpolitischer Bedeutung für die Stadt Frankfurt – auch wenn nach Bekanntgabe des Beschlusses zur Einrichtung eines Architekturmuseums das Vorhaben öffentlich äußerst kontrovers diskutiert wurde. Während die Einrichtung eines Filmmuseums auf kaum Widerstand traf, wurden beim geplanten Architekturmuseum unter anderem Bedenken gegenüber den unzureichenden Räumlichkeiten und Geldmitteln geäußert sowie Kritik an dem internationalen Anspruch des Museums.¹⁵² Nichtsdestotrotz waren sie die ersten großen Institutionen ihrer Art in Deutschland und trugen damit sowohl zur Einzigartigkeit der Museumslandschaft der Stadt, als auch zu deren Wahrnehmung als Ort innovativer Kulturpolitik bei.

In das Konzept des Museumsufers bezog man außerdem die am nördlichen Mainufer gelegenen Museen mit ein, wo der Untermainkai durch die verbliebenen historischen Bauten eine städtebaulich wertvolle Uferfassade bildete. Im erhalten gebliebenen Rothschild-Palais am Untermainkai von 1821 wurde das neugegründete Jüdische Museum eingerichtet, und im ehemaligen Karmeliterkloster, das 1986 wiederaufgebaut worden war, fand das Museum für Vor- und Frühgeschichte eine neue Heimstatt. Wesentlicher Bestandteil des Museumsufers bildete auch das heute in der Frankfurter Altstadt befindliche Museum für Moderne Kunst, das anfangs noch zusammen mit dem Deutschen Architekturmuseum in einer Villa am Schaumainkai untergebracht werden sollte.¹⁵³

Bereits in den sechziger und siebziger Jahren hatte man sich in der Stadt im Rahmen eines »kulturpolitischen Arbeitskreises« mit der Idee einer Museumsagglomeration am Mainufer auseinandergesetzt.¹⁵⁴ Ein konkreter Plan zur Umsetzung eines Museumsufers konnte jedoch erst mit Übernahme der CDU-Regierung unter Walter Wallmann realisiert werden. Kulturdezernent Hoffmann, der von Wallmann zuvor den Auftrag erhalten hatte, ein Kulturprogramm für Frankfurt zu entwickeln, machte die Idee eines Museumsufers schließlich im Kommunalwahlkampf 1977 in

150 Vgl. Burgard 2008, S. 101–102.

151 Vgl. Burgard 1990, S. 31.

152 Das Vorhaben zur Schaffung eines Architekturmuseums stieß insbes. bei der lokalen Presse auf Widerstand. Vgl. etwa diverse Artikel von Jürgen Schreiber in der *Frankfurter Rundschau*, die sich gegen die Museumsplanung und das Architekturmuseum richten, z. B. 15. 01. 1981/14. 02. 1981/17. 02. 1981.

153 Der Magistratsbeschluss vom 19. 01. 1979 sah für die Villa am Schaumainkai 43 zunächst noch die Einrichtung eines Architekturmuseums und eines Museums für zeitgenössische Kunst unter gemeinsamem Dach vor. Nachdem jedoch klar wurde, dass der Platz für beide Museen nicht reichen würde, entschied man sich, hier lediglich das Architekturmuseum unterzubringen. Vgl. Hoffmann 2003, S. 257.

154 Vgl. Burgard 2008, S. 102.

Frankfurt populär.¹⁵⁵ Auf der Grundlage einer umfassenden Bestandsaufnahme aller städtischen Museen erarbeitete ein vom Kulturdezernat beauftragter Arbeitskreis einen perspektivischen Museumsentwicklungsplan, der sowohl Hinweise auf die optimale Nutzung der bestehenden Museen geben sollte als auch Überlegungen für die Neuplanung und den Neubau städtischer Museen anstellte.¹⁵⁶ Im 1979 vorgelegten Entwurf gab der Arbeitskreis die Empfehlung aus, zunächst die dringlichsten räumlichen Probleme des Museums für Vor- und Frühgeschichte, des Museums für Völkerkunde und des Museums für Kunsthandwerk durch Erweiterung bzw. Neubau zu beheben sowie das Liebieghaus und das Städel mit Erweiterungsbauten zu versehen.¹⁵⁷ Für die Ausrichtung von Sonderausstellungen sah man zudem dringenden Bedarf an einer zentralen Ausstellungshalle, die am Dom-Römerberg ihren Platz finden sollte und heute als Kunsthalle *Schirn* zu den renommiertesten Ausstellungshäusern Europas zählt. Bereits im Jahr 1978 waren Grundstückskäufe getätigt und Planungen für die meisten der im Entwicklungsplan genannten Museen eingeleitet worden.¹⁵⁸ Allein das Museum für Völkerkunde wartet noch heute auf seinen Erweiterungsbau.¹⁵⁹ Im Juni 1980 beauftragte der Magistrat der Stadt das von Albert Speer jr. gegründete Architekturbüro *Speerplan* mit der Aufgabe, einen Gesamtplan zu erarbeiten, der die Museumsbauten mit dem Stadtgefüge in Beziehung zu setzen versuchte. Zu diesem Zeitpunkt waren die ersten Strukturen des Museumsufers bereits festgelegt. Es lagen Stadtverordnetenbeschlüsse für das Museum für Kunsthandwerk, für das Film- und Architekturmuseum sowie für das Museum für Moderne Kunst, für Vor- und Frühgeschichte und für das Jüdische Museum vor. Mit der Beauftragung eines renommierten Stadtplaners wie Albert Speer mit einem Gesamtplan sollte das Projekt lediglich nachträglich legitimiert werden.¹⁶⁰ Zu den Leitgedanken der städtebaulichen Gestaltung gehörten nicht nur die Erhaltung und Verstärkung des historisch einmaligen Charakters der Mainuferbereiche, sondern auch die Anerkennung des Mains als verbindender Fluss und damit der Zusammenhang beider Uferzonen.¹⁶¹ Die Brückenbauten und die Kaianlagen wurden in diesem Sinne als Bindeglied zwischen kleinteiligem Altstadtbereich

155 Bei den Museen sollte Hoffmann zufolge wieder Wert gelegt werden auf eine ästhetisch reizvolle Architektur, »mit der sich die Bevölkerung wieder identifizieren [...] und die zugleich [...] auch außerhalb der eigenen Stadt deren Image« heben sollte. Hoffmann 1990, S. 238.

156 Vgl. Bauer u. a. 1979, S. 1.

157 Vgl. ebd., S. 44.

158 Vgl. Balsler 1995, S. 397.

159 Der Neubau für das Museum für Völkerkunde, das 1904 gegründet und 1973 in einem ehemaligen Wohnhaus am Schaumainkai eröffnet worden war, blieb auf der Strecke, da sich die SPD nach ihrem Wahlsieg von dem siegreichen Entwurf Meiler/Vurals wegen einiger Bäume verabschiedete, die ihre grünen Koalitionspartner erhalten wissen wollten. Nachdem der Entwurf Richard Meier übertragen worden war, ließ man das Projekt wegen Geldmangels fallen. Vgl. Haverkamp 1992, S. 77.

160 Vgl. Hoffmann 2009, S. 133.

161 Vgl. Speerplan 1981, S. 15.

nördlich des Mains und lockerer, von parkähnlichen Gärten umgebener Einzelhausbebauung auf der Sachsenhäuser Seite verstanden. Die Uferzonen am Main sollten gemäß der Definition des Museumsufers als »urbaner Zone mit zentraler kultureller, Erholungs- und Freizeitnutzung«¹⁶² als großzügige innerstädtische Parkanlagen gestaltet werden.¹⁶³ Ein wesentliches Ziel lautete daher, den Durchgangsverkehr auf den Mainuferstraßen zu reduzieren, um eine flächenhafte Verkehrsberuhigung insbesondere auf Sachsenhäuser Seite des Mainufers zu erreichen, sowie der Bau einer neuen Fußgängerbrücke, die das Museumsufer mit der City verbinden sollte.¹⁶⁴ Weitere alternative Planungen legte Speer für das Museum für Kunsthandwerk sowie das Museum für Moderne Kunst vor, die jedoch nicht realisiert wurden.¹⁶⁵ Von den Vorstellungen Speers ließen sich – abgesehen von der Empfehlung, die alte Villa des Postmuseums zu erhalten – letztendlich nur die Verminderung des Durchgangsverkehrs am Schaumainkai und der Holbeinsteg zur besseren Verknüpfung der beiden Mainufer verwirklichen.

Das umfassende Projekt des Museumsufers war damals in der kommunalpolitischen Diskussion nicht unumstritten und stieß auf beträchtlichen Widerstand sowohl bei der Bevölkerung als auch bei der Denkmalpflege und den bestehenden Kulturinstitutionen der Stadt. Das Bauprogramm, das in der Presse mit starker Polemik begleitet wurde, war vor allem auch auf Seiten der etablierten Institutionen wie dem Städel umstritten, die durch die neu gegründeten Kultureinrichtungen – insbesondere durch das Museum für Moderne Kunst – Konkurrenz befürchteten.¹⁶⁶ Die Gründung eines Museums, das sich der Sammlung aktueller Gegenwartskunst verschrieben hatte, war von Anfang an von Seiten des Städel Museums kritisiert worden. Man betrachtete es als Konkurrenz zu den bestehenden Frankfurter Kunstinstituten und sah keinerlei Notwendigkeit einer solchen Neugründung.¹⁶⁷ Als ein Konkurrenzunternehmen wollte sich das Museum für Moderne Kunst jedoch nicht verstanden wissen, vielmehr als eine sinnvolle Ergänzung zur Sammlung des Städels, indem man den Fokus auf Werke ab dem Ende der fünfziger Jahre und vor allem auf aktuelle Kunst legte¹⁶⁸ – auch wenn dies der Name des Museums zunächst nicht vermuten lässt. Von einem Erweiterungsbau des Städels, wie

162 Ebd., S. 3.

163 Während der Untermainkai bzw. Mainkai Boulevardcharakter haben sollte mit Restaurants und Cafés, insbesondere zwischen Untermainbrücke und Eisernem Steg, sollte der Schaumainkai mit doppelten Platanenreihen zu beiden Seiten bepflanzt werden. Vgl. Speerplan 1981, S. 18.

164 Vgl. ebd., S. 16.

165 Das Museum für Moderne Kunst sollte demnach hinter den Städtischen Bühnen auf der nördlichen Mainseite angesiedelt werden.

166 Laut Klotz habe der Direktor des Städel Museums, Gallwitz, bereits 1979 »mit deutlichem Seitenhieb auf die neu zu gründenden Museen, eine Konzentration der Finanzmittel auf die bestehenden Einrichtungen, sprich Städel [gefordert].« Aktennotiz vom 11.09.1979, Klotz-Tapes 2014, S. 61.

167 Vgl. Gleininger-Neumann 1984, S. 78.

168 Vgl. ebd. Zur Zielsetzung des Museums vgl. auch Magistrat der Stadt Frankfurt 1983b.

ihn der Wiener Architekt Gustav Peichl bereits 1990 – noch vor Vollendung des Museums für Moderne Kunst – für die entsprechende Moderne-Sammlung der Städtischen Galerie errichtet hatte, war zu diesem Zeitpunkt noch keine Rede, da man glaubte, diesem hätte der Skulpturenpark und zugleich eine wichtige Grünzone für die Stadt geopfert werden müssen.¹⁶⁹

Auf Anraten von Heinrich Klotz berichtete Manfred Sack in der *Zeit* über die stark kritisierten Museumspläne und verteidigte die städtebaulichen Investitionen, indem er hervorhob, dass die »150 Millionen Mark für das Projekt Museumsufer keine Sensation« seien, insbesondere vor dem Hintergrund des gesamten Jahresetats der Stadt und im Vergleich zu manch anderen Projekten wie etwa der Ausbau der Messe für 360 Millionen.¹⁷⁰ Heinrich Klotz sah in dem Museumsufer kein Prestigevorhaben, sondern in erster Linie ein städtebauliches und stadtsanierendes Vorhaben, da sich die Erhaltung der Villenreihe sowie der umgebenden Parklandschaft, die Mitte der siebziger Jahre massiv durch den Bau von Bürotürmen und umfassende Verkehrspläne in diesem Bereich bedroht war, nur durch Umwidmung erreichen ließe.¹⁷¹

Der Protest von Bürgerinitiativen in Sachsenhausen hingegen richtete sich gegen die geplante Beschneidung des öffentlichen Raumes am südlichen Mainufer und die vermeintliche Zerstörung ihres Stadtteils, der eine Vielzahl von Grünflächen und wertvoller Baumbestand zum Opfer fallen würde.¹⁷² Auch Landeskonservator Gottfried Kiesow stellte sich auf Seiten der Bürgerinitiativen. Die Realisierung des Museumsufers verhinderte letztendlich jedoch die weitgehende Vernichtung dieser südlichen Uferpromenade mit ihrer bedeutenden Parklandschaft und der Architektur der Gründerjahre, die bereits mit der zunehmenden Umwandlung von Wohnraum in Büros und den steigenden Verkehrsmengen am südlichen Mainufer in Gang gebracht worden war.

In Folge der Überlegungen zur städtebaulichen und kulturellen Erneuerung rückte auch der Wiederaufbau des historischen Stadtzentrums wieder in den Mittelpunkt des politischen Interesses, nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund der zunehmenden Bedeutung des Denkmalschutzes und des Erhalts alter Bausubstanz seit Beginn der siebziger Jahre.

Die wiedererwachende Wertschätzung historischer Relikte der Stadt hatten bereits die im Rahmen des U-Bahn-Baus 1972 vorgenommenen Grabungen im Dom-Römer-Bereich verdeutlicht. Nachdem beim Ausheben der Baugrube für den U-Bahnhof Grundmauern einer römisch-antiken Therme und der ersten, unter

169 Vgl. Gleininger-Neumann 1984, S. 79. Um die Wogen zu glätten, hatte OB Wallmann infolge der Bewilligung des Museums für Moderne Kunst als einer vom Städel unabhängigen Institution angekündigt, dass das Städel ebenfalls einen Anbau erhalten werde. Vgl. Hansert 1992, S. 269.

170 Vgl. Sack 1981.

171 Vgl. Bartetzko 1984, S. 16.

172 Vgl. etwa Binas 1981; vgl. auch Aktiv gegen die Zerstörung 1981.



Abbildung 11. Römerberg, Blick auf den Archäologischen Garten, um 1978



Abbildung 12. Römerberg, Ostzeile, Rekonstruktion v. Ernst Schirmacher, 1980

den Karolingern angelegten Königspfalz entdeckt worden waren, wurden sie nicht nur sorgfältig konserviert, sondern nach Ende der Bauarbeiten auch in Form eines sogenannten Archäologischen Gartens der Öffentlichkeit zugänglich gemacht (**Abb. 11**).¹⁷³

In den anschließenden Überlegungen zur Bebauung des seit der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg größtenteils brachliegenden Dom-Römerberg-Bereichs übernahm Frankfurt geradezu eine »Leitfunktion in der Neuorientierung der Architektur- und Stadtplanung«.¹⁷⁴ Denn hier beschloss die Stadtverordnetenversammlung im Jahr 1978 – nach jahrelanger Diskussion um die Neugestaltung – die bisherigen Planungen, die aus den sechziger Jahren stammten und bauliche Ergebnisse wie das Technische Rathaus zustande gebracht hatten, nicht weiterzuerfolgen und auf dem Römerberg nach historischem Vorbild »mittelalterliche« Fachwerkhäuser wieder zu errichten (**Abb. 12**). Bereits der frühere Oberbürgermeister Rudi Arndt war 1975 für den historisierenden Aufbau der Häuserzeile an der östlichen Platzwand des Römerbergs eingetreten.¹⁷⁵ Das Konzept zum Wiederaufbau übernahm der

¹⁷³ Vgl. Heuberger 1992, S. 130.

¹⁷⁴ Durth 2001, S. 587.

¹⁷⁵ Das Presse- und Informationsamt der Stadt hatte 1975 eine Broschüre mit dem Titel »Zur Diskussion: Was kommt zwischen Dom und Römer?« herausgegeben mit dem Vorschlag von Rudi Arndt zum Wiederaufbau der Ostzeile. Der Vorschlag provozierte viele kriti-

neue Oberbürgermeister Wallmann nach dem Wahlsieg der CDU im Jahr 1977 und machte es anschließend zu einem populären Programmpunkt seiner Kommunalpolitik. Der Nachbau dieser im Krieg zerstörten Baugruppe entsprach dem Bedürfnis der Zeit zur Vergegenwärtigung des Verlorengegangenen. Seine Legitimierung fand die Entscheidung zum Wiederaufbau durch die Begründung der Kommunalpolitiker, den Wünschen des angeblich weit überwiegenden Teiles der Bevölkerung nachgeben zu müssen.¹⁷⁶

Die Entscheidung zu Gunsten des Wiederaufbaus führte dazu, dass auch die restliche Bebauung des zentralen Dom-Römerberg-Bereichs nach fast vierzig Jahren endlich in Angriff genommen wurde. Der Beschluss des Jahres 1979 wurde zum Ausgangspunkt eines erneuten Realisierungswettbewerbs, der für den Bereich zwischen der Ostzeile und dem Dom einen neuen Bebauungsvorschlag erbringen sollte. Die Altstadt mit ihrem zerstörten historischen Zentrum, das über die Jahrzehnte nur notdürftig geflickt worden war, bot damit die Möglichkeit, an dieser Stelle Bauten auszuführen, die dem Anspruch auf eine vorbildliche Architektur gerecht werden konnten. Die Neubauten sollten sich in ihrer Gestaltung an den aktuellen Tendenzen der Architektur orientieren und zu einem neuen Image der Stadt als historisch und kulturell bedeutsame Metropole mit einer qualitätvollen, vorzeigbaren Architektur, die auch im internationalen Vergleich bestehen konnte, beitragen. Die Ergebnisse des Dom-Römerberg-Wettbewerbs von 1979/80, die mit der Kunsthalde Schirn und der angrenzenden Häuserzeile an der Saalgasse im Wesentlichen das Bild des heutigen Dom-Römerberg-Bereichs prägen (**Abb. 13**), zeigen in dieser Hinsicht die beispielhafte Synthese der Tendenzen, die sich seit den sechziger Jahren in Architektur und Städtebau entwickelten. Die Bebauung des Römerbergs, insbesondere mit Ostzeile¹⁷⁷ und den südlich angelagerten Stadthäusern an der Saalgasse, war gewissermaßen die zeitgemäße »Antwort auf das weit verbreitete Unbehagen«, das die Bewohner seit Mitte der sechziger Jahre gegenüber ihrer Stadt empfanden.¹⁷⁸

sche Stimmen und brachte auch andere Konzepte hervor, etwa vom Städtebaubeirat, der eine moderne Bebauung forderte oder den Vorschlag, den Dom-Römer-Platz nicht weiter zu überbauen, sondern ihn als große Grünfläche zu gestalten, die sich mit weiten Terrassen zum Main hin öffnen sollte und vorsah, die Häuserfront aus den fünfziger Jahren dort abzureißen. Vgl. Ehrlich 1976.

176 Zur Begründung dieser Entscheidung hieß es in der Auslobungsschrift: »Der Beschluss zum Wiederaufbau der historischen Häuserzeile resultierte dabei aus dem Verlangen nach historischer Identitätsfindung Frankfurts als vielhundertjährigen Mittelpunkt deutscher Reichsgeschichte.« Kiesow 1984, S. 7.

177 Die Ostzeile ist trotz energischen Einspruchs der Denkmalpflege in historisierenden Formen wiederaufgebaut worden. Die Dokumentation der historischen Bebauung war äußerst lückenhaft, sodass lediglich eine partielle Nachbildung der zerstörten Bauten möglich war. Für den Wiederaufbau war Ernst Schirmmacher verantwortlich. Das einst freiliegende Fachwerk der sechs Häuser, das zum Zeitpunkt ihrer Zerstörung 1944 verputzt bzw. verschiefert war, wurde anhand von Zeichnungen und alten Fotografien im Stil der jeweiligen Entstehungszeit wiederhergestellt. Vgl. Schirmmacher 1983, S. 12–14.

178 Durth/Gutschow 1988, S. 513.



Abbildung 13. Dom-Römerberg-Bereich mit Schirn u. Saalgrasse (Mitte), Luftbild, 2012

Die Realisierung des Museumsufers und die Neubebauung des Dom-Römerberg-Bereiches gehörten damit dem Versuch an, Frankfurt auch als Kulturmetropole zu etablieren und der Stadt, die im Wettbewerb mit anderen deutschen und vor allem europäischen Metropolen bestehen wollte, Einzigartigkeit zu verleihen. Gerade zur Schaffung einer Identität, welche über das Image der Stadt als Dienstleistungsmetropole hinausgeht, war die Errichtung von Museen und architektonisch erstklassiger Bauten unerlässlich.

Obwohl Frankfurt sich Ende der siebziger Jahre von dem Image als reine Wirtschafts- und Finanzmetropole distanzieren und sich insbesondere mit dem Projekt des Museumsufers als Kulturstadt etablieren wollte, wurde ein ebenso von international bekannten Architekten begleiteter Ausbau der Messe in Angriff genommen. Die Messe spielt für den Wirtschaftsstandort Frankfurt, der seit dem 13. Jahrhundert als Messestandort besteht, seit jeher eine bedeutende Rolle. Mit dem zunehmenden Bewusstsein einer auch für die Außenwirkung bedeutsamen Stadtgestalt sollte ebenso wie das Museumsufer oder die Altstadt, in der mit Kulturbauten wie der Schirn oder dem Museum für Moderne Kunst eine längst überfällige Stadt-reparatur betrieben wurde, auch das traditionsreiche Messegelände einer städtebaulichen sowie architektonischen Wandlung unterzogen werden. Da die Messe für Frankfurt als entscheidendes städtisches Identitätsmerkmal einen hohen Stellen-

wert einnimmt und die Stadtverwaltung unter Oberbürgermeister Walter Wallmann daran ging, insbesondere die eigene städtische Attraktivität auch über eine neue Architekturqualität zu generieren, lag es nahe, auch das Messegelände als Kontrapunkt zu den Kulturbauten im Stadtzentrum mit neuen, den zeitgenössischen Tendenzen in der Architektur entsprechenden Bauten zu versehen, die nicht nur die Bedeutung Frankfurts als moderner innovativer Messestandort verdeutlichen, sondern auch in der Architekturwelt auf internationale Resonanz stoßen sollten. Horstmar Stauber, der damalige Vorsitzende der Geschäftsführung der Messengesellschaft, war ebenso davon überzeugt, dass im Unterschied zu »der üblichen Zweck- und Profitarchitektur« der Messe »eine anspruchsvolle und ästhetische Bauweise auch wirtschaftlich zweckmäßig« sei. Sie werde mithelfen, »die Wettbewerbskraft von Frankfurt im internationalen Messegeschäft zu verbessern.«¹⁷⁹

So waren nicht nur die Neu- und Erweiterungsbauten der Museen, sondern auch die Neubauten auf dem Messegelände daran beteiligt, das Image der Stadt Frankfurt, in dem eine anspruchsvolle zeitgenössische Architektur ihren Platz hat, zu fördern. Bereits 1979/80 hatte die Messe- und Ausstellungsgesellschaft an das Architekturbüro *Speerplan* den Auftrag erteilt, für die Messe eine Gesamtkonzeption zu erarbeiten.¹⁸⁰ Im Zusammenhang mit den seit 1980 begonnenen Strukturmaßnahmen der Messe Frankfurt, die der Entwicklung des visuellen Erscheinungsbildes dienen sollten, entstanden Bauten wie der Messeturm von Helmut Jahn (**Abb. 14**) und das Messe-Torhaus von Oswald Mathias Ungers (**Abb. 15**) als Imageträger für die Stadt Frankfurt, die mit ihrer symbolhaften Ästhetik eine neue Ära der Hochhausarchitektur einleiteten und bis heute als Markenzeichen der Messe gelten. Gerade im Bild des Hochhauses, das seit den fünfziger Jahren das Stadtbild zunehmend zu dominieren begann, versprach die Stadt sich Möglichkeiten der Identifikation. Für den späteren Oberbürgermeister Wolfram Brück (SPD) etwa galten die Hochhäuser Frankfurts als bedeutende »identitätsstiftende Gestaltungsmittel«, die man als genuinen Teil der Frankfurter Kultur betrachtete.¹⁸¹ Während die Bauten am Dom-Römerberg das Gesicht des historischen Altstadt-kerns und die Museumsneu- und Erweiterungsbauten die historische Villen- und Parklandschaft entlang der Mainufer prägen, markieren Hochhaustürme wie Messeturm und Torhaus als internationale Wahrzeichen der Stadt schon von Weitem die Stadtsilhouette. Gerade diese beiden Bauwerke haben den Standort der Frankfurter Messe, der sich an der Peripherie der Innenstadt befindet, entscheidend aufgewertet und zu einer Wiedererkennbarkeit beigetragen, die mit ihrer entsprechenden Werbe- und Fernwirkung von besonderer Bedeutung für die Messebetreiber ist. Die baulichen Maßnahmen – sowohl die Neubauten am Museumsufer und am Römerberg als auch die

179 Stauber, zit. n. Kaiser 1982.

180 Vgl. *Speerplan* 1984. Aufgrund dieser Planungen, die auch Oberbürgermeister Wallmann als Aufsichtsratsvorsitzender der Messengesellschaft mitverfolgte, ging schließlich auch der Auftrag eines Gutachtens zum Museumsufer an *Speer*. Vgl. Wékel 2016, S. 28.

181 Brück, zit. n. Prigge 1988, S. 222.



Abbildung 14. Messeturm Frankfurt, 1988–1991



Abbildung 15. Messe Torhaus Frankfurt, 1983–1985

Erweiterung des Messegeländes – verbesserten nicht nur die »kulturelle Infrastruktur« der Stadt,¹⁸² sondern trugen auch erheblich zum äußeren Erscheinungsbild der Stadt bei, die so in der Lage war, einerseits ihre Attraktivität als Tourismusdestination zu steigern, andererseits zum entscheidenden Identitätsträger für die Bewohner der Stadt zu werden.

¹⁸² Heinrich Klotz betonte, dass die Stadt Frankfurt nunmehr auf dem Wege sei, einige architektonisch sehr gute neue Bauten aufweisen zu können und so die »kulturelle Infrastruktur entscheidend zu verbessern« half. Vgl. Klotz 1984c, S. 9 ff.